ALEXANDER PUSCHKIN'S POETISCHE WERKE

Aleksandr Sergeevich Pushkin

Dramatische Werke

von

Alexander Puschkin,

deutsch von

Friedrich Bodenstedt.

Berlin, 1855.
Verlag der Deckerschen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

Inhalt.

Alexander Puschkin's
Poetische Werke,

aus dem Russischen übersetzt

von

Friedrich Bodenstedt.



Dritter Band.

Berlin, 1855.
Verlag der Deckerschen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

Dramatische Werke.

Boriss Godunóff.

Historisches Drama in fünf Akten

und einem Vorspiel.

Personen.

Boriß Godunóff, Zar von Rußland.
Der Zaréwitsch Feodor.
Die Zarewna Xenia.
Semen Godunóff, Vertrauter des Zaren.
Fürst Schuisky.
Fürst Worotýnsky.
Afanássy Puschkin.
Gawril Puschkin, dessen Neffe.
Baßmánoff, Oberfeldherr der russischen Armee.
Margeret, Rosen — Hauptleute in russischen Diensten.
Schtschelkaloff, Sekretär des großen Raths.
Der Patriarch.
Der Abt vom Tschuduff'schen Kloster.
Vater Pimen, ein bejahrter Ordensbruder.
Die Amme der Zarewna.
Gregor Otrépjew, der falsche Dimitry.
Wischnewetsky, krakauischer Edelmann.
Mnischek, Wojewode von Sambor.
Marina, dessen Tochter.

Fürst Kurbsky (aus Rußland verbannt).

Pater Tschernikowsky.

Mißaïl. } entlaufene Mönche.
Warlaam }

Karéla, Kosakenhäuptling.

Ein Poet.

Ein russischer Gefangener.

Eine Schenkwirthin.

Zwei Grenzwächter.

Ein Blödsinniger.

Polnische Offiziere.

Russische Flüchtlinge.

Kammerherren, Geistliche, Bojaren, Dienerschaft, Wache, Volk, Gassenbuben, Bettler, — russische, polnische und deutsche Truppen.

Vorspiel.

Erste Scene.

(Palast im Kreml. Zeit der Handlung 20. Februar 1598.)

Die Fürsten Schuisky und Worotynsky.

Worotynsky.

Wir sind gesandt die Stadt zu überwachen,
Doch scheint es, keine Seele ist mehr hier;
Moskau steht öde, mit dem Patriarchen
Ist alles Volk dem Kloster zugezogen.
Was meinst Du, wie wird dieser Wirrwarr enden?

Schuisky.

Das fragst Du noch? die Lösung ist nicht schwer:
Das Volk wird noch ein Kurzes heulen, toben,
Boriß wird noch die Stirn ein wenig runzeln
Wie vor dem Glase Wein ein Trunkenbold —
Und endlich willigt er aus lauter Gnade
Demüthig ein, die Krone anzunehmen,
Und dann — ja dann wird er im Lande herrschen
Wie früher.

Worotynsky.

Doch ein Monat ist schon hin
Seit er im Kloster lebt mit seiner Schwester.
Es scheint, er hat dem Glanz der Welt entsagt.
Weder der Patriarch noch die Bojaren
Vom Rath vermochten seinen Sinn zu ändern;
Er hört nicht auf ihr Flehen und Ermahnen,
Nicht auf das Wehgeschrei der Zarenstadt,
Und selbst nicht auf die Stimme des Concils.
Umsonst auch hat man flehend seine Schwester
Bedrängt, Boriß zum Thron zurückzuführen.
Die kummervolle, kaiserliche Nonne
Bleibt starr und fest, unbeugsam wie ihr Bruder,
Vielleicht bestärkt sie Boriß selbst darin.
Doch wie, wenn der Regent nun in der That,
Der schweren Herrschersorgen überdrüssig,
Sich weigert auf den schwanken Thron zu steigen,
Was sagst Du dann?

Schuisky.

Dann sag' ich, daß vergebens
Das Blut des jungen Zarensohnes floß,
Dann brauchte man Dimitry nicht zu morden!

Worotynsky.

Entsetzliches Verbrechen! Sag', hat wirklich
Boriß das Kind geopfert?

Schuisky.

Wer denn sonst?

Wer hat vergeblich Tschеptschugoff bestochen?
Wer sandte heimlich beide Bitjagowsky
Mit Katschaloff? Ich mußte selbst nach Uglitsch,
An Ort und Stelle Alles zu erforschen,
Ich sah die frische Spur noch des Verbrechens,
Die ganze Stadt war Zeuge seiner Unthat,
Und Aller Zeugniß stimmte überein.
Nach meiner Rückkehr eines Wortes nur
Hätt' es bedurft den Mörder zu entlarven.

Worotynsky.

Und warum schontest Du ihn?

Schuisky.

Ich gestehe
Daß seine Ruhe, seine Frechheit mir
Zu unerwartet kam, mich ganz verwirrte.
Er sah mich an, als wär' er wirklich schuldlos,
Er fragte mich nach allen Einzelheiten,
Und auf sein Fragen wiederholt' ich Alles
Was er mir selbst schon zu verstehn gegeben.

Worotynsky.

Das war nicht ehrlich, Fürst!

Schuisky.

Was blieb mir übrig?
Sollt' ich es Feodor gestehn? Der Zar
Sah Alles mit den Augen Godunoff's,
Hört' Alles mit den Ohren Godunoff's,
Gesetzt, ich hätte ihn auch überzeugt:

Zuletzt glaubt' er doch Boriß mehr als mir,
Ein Kerker wäre dann mein Lohn geworden,
Dort hätte man, wie früher meinem Oheim,
Ganz ruhig mir die Kehle zugeschnürt.
Ich prahle nicht, doch, käm' es darauf an,
So würde mich kein Blutgericht erschrecken;
Ich bin kein Feigling, aber auch kein Dummkopf,
Und so für Nichts laß ich mich nicht erdrosseln.

Worotynsky.

Ein schändliches Verbrechen! hör', gewiß
Zernagt die Reue jetzt des Mörders Herz,
Des armen Kinds schuldlos gefloss'nes Blut
Verhindert Boriß auf den Thron zu steigen.

Schuisky.

Das stört ihn nicht, Boriß ist nicht so schüchtern.
Doch welche Ehre für uns, für ganz Rußland,
Wenn dieser Sklave aus Tatarenblut,
Der Schwiegersohn des Henkers Maljuta,
Und selbst ein Henker, mit dem Krönungsmantel
Und mit der Krone Monomach's sich schmückt!

Worotynsky.

So sind wir edler von Geschlecht als er.

Schuisky.

Nun wahrlich!

Worotynsky.

Ja, Schuisky, Worotynsky
Sind Namen guten Klangs, geborne Fürsten.

Schuisky.

Geborne Fürsten, und aus Rurik's Blut!

Worotynsky.

Hör', Fürst, mir scheint, wir hätten auch ein Recht
Nachfolger Feodor's zu sein.

Schuisky.

Ja, mehr
Als Godunoff!

Worotynsky.

Wahrhaftig!

Schuisky.

Und ich meine,
Wenn Boriß nicht von seinen Ränken läßt,
So wiegeln wir das Volk auf, suchen ihn
Den Massen zu entfremden. Rußland hat
An fürstlichen Geschlechtern keinen Mangel;
Mög' es den Zar aus unsrer Mitte wählen.

Worotynsky.

An Sprossen des Warägers fehlt es nicht,
Doch hält es schwer mit Godunoff zu streiten:
Das Volk ist längst entwöhnt, in unserm Stamme
Des Landes kriegerische Herrn zu sehn.
Längst sind die Apanagen uns genommen,
Sind wir im Dienst den Zaren unterthan,
Und Boriß hat es meisterlich verstanden,
Durch Liebe, Furcht und Ruhm das Volk zu fesseln.

Schuisky (aus dem Fenster sehend).
Er wagt! darin liegt Alles, aber wir . . .
Doch still . . . Sieh dort, das Volk zerstreut sich schon,
Komm schnell, zu hören ob er sich entschieden!

Zweite Scene.

(Marktplatz. Volk.)

Einer aus dem Volk.
Er ist unbeugsam! hat den Patriarchen,
Bischöfe und Bojaren fortgeschickt.
Vergebens vor ihm fielen sie auf's Antlitz;
Es graut ihm vor dem Glanz des Zarenthrons.

Ein Zweiter.
O Unglück! wer wird jetzt im Lande herrschen?

Ein Dritter.
Da kommt der Sekretär des großen Raths,
Er wird uns sagen was der Rath beschloß!

Das Volk.
Still! schweigt doch still! der Sekretär will reden,
Hört, hört!

Schtschelkaloff (auf den Stufen der rothen Treppe).
Es ist beschlossen vom Concil,
Zum letzten Mal des Thronverwesers Herz
Mit aller Macht der Bitten zu bestürmen.
Auf's Neue zieht der heil'ge Patriarch,

Nach feierlichem Frühgebet im Kreml,
Mit den geweihten Fahnen und den Bildern
Donskoi's und Wladimir's zum Kloster morgen,
Gefolgt vom hohen Rathe, den Bojaren,
Von vielen auserlesʼnen Edelleuten,
Vom ganzen Volke, dem rechtgläubigen —
Wir Alle werden in die Zarin dringen
Sich des verwaisten Moskau zu erbarmen,
Des Bruders Herz zu rühren, ihn zu segnen
Zum Thron. Jetzt geht mit Gott nach Hause,
Und richtet Eure Augen auf zum Himmel,
Das Flehen der Rechtgläubʼgen zu erhören.

(Das Volk zerstreut sich.)

Dritte Scene.

(Palast im Kreml.)

Boriß. Der Patriarch. Bojaren.

Boriß.

Du heiliger Patriarch, und Ihr Bojaren
Habt in des Herzens Tiefen mir gesehn:
Ihr wißt, mit welcher Demuth, welcher Furcht
Ich mich entschlossen auf den Thron zu steigen.
Ich fühle ganz die Bürde meiner Pflichten!
Im Reich des mächtigen Joann soll ich

Ein Herrscher sein, dem heil'gen Zaren *) folgen!
O Du, mein fürstlicher, gerechter Vater!
Vom Himmel sieh der treuen Diener Thränen,
Und segne mich, den Du geliebt, den Du
So wunderbar erhoben hast hienieden,
Gieb, daß ich meinem Volk zum Segen werde,
Ruhmvoll, gerecht und weise sei, wie Du!
Auf Euren Beistand hoffe ich, Bojaren;
Dient mir in Treue, wie Ihr ihm gedient,
Als ich noch Eure Müh'n getheilt, noch nicht
Der Auserkorene des Volkes war.

Die Bojaren.

Wir werden unsern Eidschwur treulich halten!

Boriß.

Jetzt kommt mit mir zu beten auf den Gräbern
Der alten Zaren Rußlands, und nachher
Laßt unser Volk zu einem Fest entbieten,
Wo Jeder Zutritt hat, vom Edelmann
Herab zum Bettler — Alle sind willkommen.
(Geht ab, ihm folgen die Bojaren.)

Worotynsky (Schuisky zurückhaltend).
Hast recht gerathen.

Schuisky.
Was?

*) Feodor.

Worotynsky.

Nun was Du sagtest,
Du wirst Dich doch erinnern?

Schuisky.

Ich? nein, gar nicht.

Worotynsky.

Nun, als das Volk zum Jungfernfelde zog
Da sagtest Du . . .

Schuisky.

Ich sagte Nichts! sei klug!
Man darf nicht stets an Alles sich erinnern.
Auch war's nur eine List von mir; ich wollte,
Indem ich ihn verläumdete, erfahren
Was Du im Grunde Deines Herzens denkst.
Doch sieh, das Volk begrüßt den Zaren schon,
Man könnte unser Fernsein leicht bemerken.
Ich gehe mit dem Volk.

Worotynsky.

Verschmitzter Höfling!

Erster Akt.

Erste Scene.

(Nacht. Zelle im Tschuduff'schen Kloster. 1603.)

Vater Pimen. Gregor (schlummernd.)

Pimen (bei der Lampe schreibend).

Noch eine einzige, die letzte Sage —
Und meine Chronik wird beendigt sein,
Die Pflicht erfüllt, die Gott mir auferlegt,
Dem Sünder. Nicht umsonst hat mich so lange Jahre
Der Herr zum Zeugen meiner Zeit bestellt,
Die Wissenschaft der Bücher mir erschlossen;
Ein andrer fleiß'ger Mönch in später Zeit
Wird meine namenlose Arbeit finden;
Dann zündet er, wie ich, sein Lämpchen an,
Und, alten Staub vom Pergamente schüttelnd,
Schreibt er die unverfälschten Sagen ab,
Damit die Enkel des rechtgläubigen Volks
Die Vorzeit ihrer Heimat kennen lernen,
Des Ruhms, der Mühen, aller guten Thaten

Der großen Zaren ihres Lands gedenken,
Und für die Sünden, für die dunklen Thaten
Zum Heiland beten, daß er sie vergebe.
Ich lebe wieder auf in meinem Alter,
Still zieht mir die Vergangenheit vorüber —
Wie lang' ist's her, daß sie noch thatenreich
Bewegt war wie der wilde Ozean?
Jetzt ist sie ruhig, friedlich; mein Gedächtniß
Lebt nur in wen'ger Menschen Angedenken,
Nur selten dringt noch Kunde bis zu mir,
Das Andre geht unrettbar mir verloren! —
Doch bricht der Tag schon an, mein Licht erlischt —
Noch eine einzige, die letzte Sage. (Er schreibt weiter.)

Gregor (erwachend).

Derselbe Traum stets! Schon zum dritten Male!
Verfluchter Traum!... Noch immer bei der Lampe
Müht sich der Greis und schreibt — der Fleiß'ge hat
Die ganze Nacht kein Auge zugethan.
Wie gerne seh' ich ihn, wenn er so ruhig,
Sich ganz in die Vergangenheit versenkend,
An seiner Chronik schreibt. Wohl oft versucht' ich
Auf seiner Stirn zu lesen was er schreibt,
Ob von der Schreckensherrschaft der Tataren?
Joann's, des grausen Zaren, Blutgerichten?
Der stürm'schen Volksversammlung Nowgord's?
Dem Ruhm des Vaterlands? — Vergebens forscht' ich:
Weder die Augen noch die hohe Stirn

Verrathen was er denkt, was ihn beschäftigt;
Stets gleiche Ruhe thront auf seinem Antlitz —
Wie der in seinem Amt ergraute Richter
Auf die Gerechten wie die Schuldigen
Mit gleicher Ruhe sieht, Gutes wie Böses
Gleichmäßig hört, nicht Mitleid kennt noch Zorn.

Pimen.

Bist Du erwacht, mein Bruder?

Gregor.

Segne mich
Ehrwürd'ger Vater!

Pimen.

Gottes Segen sei
Mit Dir, wie heute, so in Ewigkeit.

Gregor.

Du hast vor Fleiß das Schlafen ganz vergessen;
Mein Schlummer aber ward durch schlimme Träume
Gestört, der böse Geist verfolgte mich.
Es träumte mir, auf einer steilen Leiter
Erstieg ich einen Thurm, und Moskau lag
Wie ein Ameisenhaufen unter mir.
Der große Platz war überwogt von Menschen,
Die mich verhöhnten, spöttelnd nach mir zeigten;
Und Scham und Schrecken faßte mich, da stürzt' ich
Jählings vom Thurm herab, und wachte auf . . .

Schon dreimal hat mich dieser Traum gequält.
Ist das nicht wunderbar?

Pimen.

Ein Spiel des jungen Blutes;
Beruhige Dich durch Fasten und Gebet,
Und Deine Träume werden leichter sein.
Geschieht es mir doch selbst, dem Greise noch,
Wenn unwillkürlich sich die Augen schließen
Eh' ich mein langes Nachtgebet verrichtet,
Daß ich nicht ruhig und nicht sündlos träume.
Bald seh' ich vor mir laute Festgelage,
Bald Kriegsgezelte, wilde Schlachtenbilder,
Die eitlen Freuden stürm'scher, junger Jahre!

Gregor.

Wie froh verlebtest Du doch Deine Jugend!
Du kämpftest unter Kasan's Mauern, schlugst
Mit Schnisky die Polen aus dem Felde,
Und sahst den üpp'gen Hof Joann's des Grausen.
Du Glücklicher! Ich Armer aber lebe
Seit früher Jugend schon in dumpfen Zellen.
Warum darf ich nicht auch in Schlachten kämpfen,
Nicht auch des Zaren Festgelage theilen?
In meinen alten Tagen könnt' ich dann
Wie Du, der Eitelkeit der Welt entsagen,
Zu rechter Zeit das Mönchsgelübde thun,
Und in ein stilles Kloster mich verschließen.

Pimen.

O traure nicht, daß Du die sünd'ge Welt
So früh verlassen, daß der Himmel Dich
So wenig in Versuchung führte! Glaub' mir,
Nur aus der Ferne blendet so verlockend
Ruhm, Pracht und trügerische Frauenliebe.
Ich habe lang' gelebt und viel genossen,
Doch wahren Segen kenn' ich seit der Zeit erst,
Da Gott zum Kloster meine Schritte lenkte.
Sieh unsre großen Zaren an, mein Sohn:
Wer überragt sie? Gott allein! Wer wagte
Sich gegen sie? Kein Sterblicher. Und doch
So schwer schien ihnen oft die goldne Krone,
Daß sie mit der Kaputze sie vertauschten.
Auch Zar Joann fand erst den Seelenfrieden
In der Erfüllung strenger Klosterpflichten,
Und sein Palast, voll stolzer Favoriten,
Gewann durch ihn ein klösterliches Ansehn.
Die höchsten Würdenträger zeigten sich
Im här'nen Bußgewand, wie arme Mönche,
Der grause Zar erschien als frommer Abt.
In dieser selben Zelle (wo Cyrillus
Der heil'ge Märtyrer gewohnt, zur Zeit wo Gott
Auch mich die Nichtigkeit des Irdischen
Erkennen ließ) sah ich den grausen Zaren,
Der Blutgerichte und des Zornes müde;
Nachdenkend, friedlich saß er unter uns,

Wir standen unbeweglich vor ihm da,
Er aber unterhielt sich mit uns freundlich.
Er sprach zum Abt und zu den Klosterbrüdern:
„Ehrwürd'ge Väter, nahe ist der Tag,
Der langersehnte, wo ich kommen werde,
Ein heilbedürft'ger Sünder hier zu wohnen;
Ihr, Nikodemus, Sergius, Cyrillus,
Ihr Alle — nehmt dann mein Gelübde an;
Bußfertig, mit zerknirschtem Herzen werd' ich
Mich in des Ordens strenge Regel fügen,
Mich Dir zu Füßen werfen, heil'ger Vater!“
So sprach der mächt'ge Zar; süß floß das Wort
Von seinen Lippen, und sein Auge war
Von Thränen feucht, wir Alle weinten auch,
Inbrünstig flehten wir zu Gott, er möge
Der unruhvollen Seele Frieden schenken.
Und Feodor, sein Sohn? Er seufzte auch
Auf seinem Throne nach dem stillen Leben
Des Einsiedlers, und in ein Haus der Andacht
Verwandelte er seinen Prunkpalast;
Dort ward das fromme Herz des Gottgeweihten
Von schweren Herrschersorgen nicht betrübt.
Gott hatte Wohlgefallen an der Demuth
Des Mächtigen, und ungetrübten Ruhmes
Erfreute Rußland sich durch ihn. Und als
Er starb, geschah ein unerhörtes Wunder:
Ein Mann, der blos dem Aug' des Zaren sichtbar,

In strahlendem Gewand trat an sein Lager,
Und Feodor hub an mit ihm zu reden
Und nannte ihn den großen Patriarchen —
Rings Alle staunten und erschraken sehr,
Da sie das himmlische Gesicht erkannten,
Denn zu der Stunde war der Patriarch
Nicht im Gemache vor des Zaren Antlitz.
Und als der Zar verschied, erfüllte sich
Das ganze Haus mit heil'gen Wohlgerüchen,
Und wie die Sonne strahlte sein Gesicht.
Solch einen Zaren sehn wir nimmer wieder.
O unerhörtes, schreckenvolles Unglück!
Wir haben Gott erzürnt durch schwere Sünde,
Wir haben einen Königsmörder uns
Zum Herrn gesetzt . . .

Gregor.

Schon lange, heil'ger Vater,
Wollt' ich Dich fragen, wie der Zarensohn
Dimitry starb; Du warst zu jener Zeit
In Uglitsch, sagt man . . .

Pimen.

Ach, im Leben nie
Werd' ich die unheilvolle That vergessen
Die Gott mich sehen ließ! Ich war nach Uglitsch
Gesandt in einem wicht'gen Dienstgeschäft.
Nachts kam ich an. Früh um die Zeit der Messe

Hör' ich Geschrei und Lärm, man läutet Sturm,
Das Volk stürzt zum Palast der Zarin hin,
Ich eile nach, die ganze Stadt war dort.
Was seh' ich? Vor mir liegt der Zarensohn
Ermordet — und auf seiner blut'gen Leiche
Vor Schmerz bewußtlos liegt die Zarin Mutter,
Die Amme heult und schluchzt in wildem Jammer;
Aber das Volk drängt wüthend auf sie ein,
Schleift die Verrätherin zur Seite; — plötzlich
Verstörten Blicks, ganz bleich vor Bosheit, zeigt sich
Der Judas Bitjägowsky unter ihnen.
„Haltet den Bösewicht!“ ruft man — im Nu
War er nicht mehr. Jetzt stürzt das Volk hinaus,
Die drei entfloh'nen Mörder zu verfolgen.
Sie hatten sich verkrochen, doch man fand sie,
Und schleppte sie zur warmen Kindesleiche,
Da — wunderbar — bewegte sich der Todte —
„Bekennt!“ schrie alles Volk — und sie bekannten
In ihrem Schrecken unterm Henkerbeile,
Und nannten Godunoff, der sie gedungen.

Gregor.

Wie alt war der ermordete Zaréwitsch?

Pimen.

Nun, sieben Jahr etwa; er würde jetzt,
(Zehn Jahr ist's her... nein mehr, zwölf Jahre sind's)
Er würde jetzt von Deinem Alter sein

Und unser Zar; doch Gott beschloß es anders . . .
Mit dieser traurigen Geschichte schließe
Ich meine Chronik. Seit der Zeit hör' ich
Fast gar nichts von der Welt mehr. Bruder Gregor,
Du bist erfahren in der Kunst des Schreibens,
Und klug, — Dir übergeb' ich meine Arbeit.
In Mußestunden, frei von Klosterpflichten,
Beschreibe — ohne viel dabei zu grübeln —
Ganz einfach was Du sehn wirst und erleben:
Krieg, Frieden, unsrer Zaren Herrscherthum,
Die Wunderthaten unsrer Heiligen,
Und Weissagungen oder Himmelszeichen.
Ich muß jetzt ausruhn; lang' schon ist die Zeit
Die Lampe auszulöschen . . . doch man läutet
Zur Messe schon . . . Herr, segne Deine Knechte! —
Reich' mir die Krücke, Gregor. (Geht ab.)

Gregor.

O Boriß!
In Deinem Reiche zittert Alles vor Dir,
Ist Keiner der Dich zu erinnern wagt
An das unschuld'ge Kind das Du geopfert,
Indeß ein armer Mönch in dunkler Zelle
Furchtbare Klage gegen Dich erhebt, —
Und Du entgehst dem weltlichen Gericht
So wenig, wie dem Richterspruche Gottes.

Zweite Scene.

(Palast des Patriarchen.)

Der Patriarch. Der Abt des Tschuduff'schen Klosters.

Der Patriarch.

Und er ist wirklich entlaufen, Vater Abt?

Der Abt.

Er ist entlaufen, heiliger Gebieter; schon seit drei Tagen ist er fort.

Der Patriarch.

Der nichtswürdige Schalk! Von was für einer Familie ist er denn eigentlich?

Der Abt.

Von der Familie Otrepjew, einem galizischen Bojarengeschlecht. Schon in früher Jugend erhielt er, Niemand weiß wo, die Tonsur, lebte in Susdal, im Jefimoff'schen Kloster, von wo er entlief und sich lange Zeit in verschiedenen andern Klöstern umhertrieb, bis er endlich in die Tschudoff'sche Brüderschaft aufgenommen wurde. Da ich sah, daß er ein unerfahrner Bursche war, so vertraute ich ihn der Obhut des Vater Pimen an, eines sanften und demüthigen Greises. Er war sehr unterrichtet im Lesen und Schreiben, las unsere Chroniken und dichtete selbst Kirchenlieder für die Heiligen. Doch es scheint, daß seine Gelehrsamkeit nicht von Gott war...

Der Patriarch.

Geht mir mit diesen Schreibkünstlern! Wer hätte gedacht, daß sich ein Mensch so etwas in den Kopf setzen könnte! Ich will Zar von Moskau werden! Die Satansbrut, die! Doch sagen wir dem Zaren nichts davon; wozu sollen wir unsern Herrn beunruhigen? Es wird genügen den Diakon Smirnoff, oder den Diakon Jefimoff von der Flucht in Kenntniß zu setzen. Nein, aber solche Ketzerei! Ich will Zar von Moskau werden! ... Warte nur, wir werden Dich schon wieder einfangen, Du Teufelsdiener, und dann sollst Du's Zeitlebens büßen. Ist es nicht eine Ketzerei, Vater Abt?

Der Abt.

Eine Ketzerei, heiliger Gebieter, eine wahre Ketzerei!

Dritte Scene.

(Zarenpalast.)

Zwei Würdenträger.

Erster.

Wo ist der Zar?

Zweiter.

In seinem Schlafgemache,
Mit einem Seher ist er eingeschlossen.

Erster.

Das ist jetzt seine Lieblingsunterhaltung,
Wahrsager, Zaubrer, Gaukler aller Art.

Er läßt sich prophezei'n wie junge Mädchen.
Ich möchte wissen was er nur im Sinn hat?

Zweiter..

Da kommt er grade, willst Du ihn nicht fragen?

Erster.

Hu, wie er finster seine Stirne runzelt!

(Gehen ab.)

Der Zar (tritt auf).

Die höchste Macht hab' ich erreicht; bald nun
Sechs Jahre sind's, daß ich in Frieden herrsche,
Doch kennt mein Herz kein Glück. Wie in der Jugend
Die Liebe uns verlockt, mit heißem Drange
Die Seele füllt — kaum aber haben wir
In flüchtigem Genuß das Ziel erreicht,
So folgt schon Ueberdruß und Langeweile! . . .
Vergebens prophezeien mir die Seher
Ein langes Leben, ungestörte Herrschaft,
Das Leben wie die Macht freut mich nicht mehr,
Ich ahne schweres Weh im Zorn des Himmels.
Es giebt für mich kein Glück mehr. Einst wohl dacht' ich,
Durch Ueberfluß, Freigebigkeit und Ruhm
Das Volk zu fesseln, Liebe zu erwerben,
Doch geb' ich diese eitle Mühe auf.
Der Pöbel haßt die Macht des Lebenden,
Er weiß die todten Herrscher nur zu lieben.
Wie thöricht sind wir, wenn des Volkes Beifall,
Wie thöricht, wenn sein Murren uns bewegt!

Als Gott durch Hungersnoth uns heimgesucht,
Das Volk wehklagte und im Elend darbte,
Da that ich Allen meine Speicher auf,
Vertheilte Gold und gab dem Volke Arbeit.
Was war mein Lohn dafür? Nur Fluch und Undank!
Und als die große Feuersbrunst gewüthet,
Ließ ich den Armen neue Hütten bau'n.
Zum Dank dafür beschuldigten sie mich,
Ich hätte selbst das Feuer angestiftet!
So ist der Pöbel — such' nur seine Liebe!
Am eignen Herde dacht' ich Trost zu finden,
Die Tochter hätt' ich glücklich gern vermählt,
Da — riß der Tod ihr den Verlobten weg . . .
Und auch an diesem Unglück soll ich Schuld sein,
Mein eignes Kind zur Wittwe machen — ich!
An Allem bin ich Schuld, ich Unglücksel'ger!
Wo Jemand stirbt, wer es auch sei — ich muß
Stets sein geheimer Mörder sein! Ich habe
Den Tod des Zaren Feodor beschleunigt,
Die eigne Schwester habe ich vergiftet,
Die gottergebne kaiserliche Nonne!
Und immer ich! O, ich empfind' es tief:
Nichts kann uns trösten, nichts das Herz beruh'gen
In schwerem Gram, — nichts — wenn nicht das Gewissen.
Ja, das Gewissen, wenn es rein ist, kann
Verläumdung, Trug und Haß zu Schanden machen.

Doch wehe, wenn ein Makel daran klebt,
Ein einz'ger Fleck durch Zufall es entweiht,
Dann wie ein Pesthauch zieht's durch unsre Seele,
Und träufelt Gift in's Herz, und seine Stimme
Schallt vorwurfsvoll in's Ohr, laut wie ein Hammer —
So übel wird es einem dann, man schwindelt,
Und blut'ge Kinder stehen vor den Augen,
Man möchte fliehen, doch wohin? . . . Entsetzlich!
O wehe dem, den das Gewissen drückt!

Zweiter Akt.

Erste Scene.

(Schenke an der litthauischen Grenze.)

Mißail und Warlaam, Landstreicher in Mönchstracht.
Gregor Otrepjew, als Bauer verkleidet.
Die Wirthin.

Wirthin.

Womit kann ich Euch dienen, ehrwürdige Väter?

Warlaam.

Was Gott giebt, gute Wirthin. Ist hier Wein zu haben?

Wirthin.

Wie sollte hier kein Wein zu haben sein! Gleich werde ich welchen bringen. (Geht ab.)

Mißail.

Nun, was lässest Du immer noch den Kopf so hängen, Kamerad? Da ist ja die litthauische Grenze, wonach Du Dich so ungestüm gesehnt hast.

Gregor.

Ehe ich nicht wirklich auf litthauischem Grund und Boden stehe, wird mir nicht ruhig zu Muthe.

Warlaam.

Was steckt Dir nur Litthauen so im Kopfe? Da sieh uns an, den Vater Mißail und mich armen Sünder! Seit wir das Kloster im Rücken haben, denken wir an weiter gar nichts mehr: Litthauen oder Rußland, Pfeife oder Dudelsack, das gilt uns Alles gleich. Hätten wir nur erst Wein vor uns ... aha, da bringt sie schon welchen! ...

Mißail.

Schön gesagt, Vater Warlaam.

Wirthin (Wein herbeibringend).

Da habt Ihr, ehrwürdige Väter. Möge es Euch gut bekommen!

Mißail.

Danke, gute Wirthin, Gott segne Dich! (Singt:) „Wohl in der Stadt Kasan begab es sich einst!“ ...

(Zu Gregor gewendet)

Nun, warum singst Du nicht mit mir, und trinkst nicht mit mir?

Gregor.

Ich mag nicht.

Mißail.

Freiheit dem Freien ...

Warlaam.

Und dem Trinker das Paradies, Vater Mißail! Trinken wir auf das Wohl unserer Wirthin . . . Dies aber sage ich, Vater Mißail: Wenn mich Durst nach Wein erfaßt, sind mir Nüchterne zur Last! Ein Andres ist das Pokuliren, ein Anderes sich dumm zu zieren! (zu Gregor) Willst Du mit uns trinken, so sollst Du willkommen sein; willst Du nicht, so hebe Dich weg von hier: Schalk und Priester gehören nicht zusammen.

Gregor.

Besauf' Dich, alter Junge — nur halt' Deine alberne Zunge! . . . Du siehst, ich kann auch zur Noth einen Reim machen, Vater Warlaam.

Warlaam.

Warum soll ich meine Zunge halten?

Mißail.

Laß ihn, Vater Warlaam.

Warlaam.

Seht doch diesen Heiligen! Hat sich uns selbst aufgedrungen als Reisegefährte, Niemand weiß wer er ist, Niemand weiß woher er kommt — und will sich hier noch mausig machen. (Trinkt und singt:)

„Es war ein Mönch, ein junges Blut,
Den nahmen sie unter die Scheere.“

Gregor (zur Wirthin).

Wohin führt dieser Weg?

Wirthin.

Nach Litthauen, Gevatter, zu den Luéw'schen Bergen.

Gregor.

Ist's noch weit bis zu den Luéw'schen Bergen?

Wirthin.

Gar nicht weit; bis zum Abend könntet Ihr ganz gut hinkommen, wenn die Grenzsperre und die Grenzwächter nur nicht wären.

Gregor.

Wie, Grenzwächter? Was hat das zu bedeuten?

Wirthin.

Es soll Jemand aus Moskau entlaufen sein, und da ist Befehl gekommen, alle Leute anzuhalten und zu untersuchen.

Gregor (für sich).

Da hast du die Bescheerung? (laut) Aber wen suchen sie denn? Wer ist denn entlaufen?

Wirthin.

Gott weiß, ob's ein Dieb oder ein Räuber ist, doch jetzt läßt man auch die ehrlichen Leute hier nicht mehr durch. Was haben sie aber davon? Gar nichts! Sie werden hier keinen kahlen Teufel fangen. Als ob man nicht eben so gut auf anderen Wegen nach Litthauen kommen könnte, als über die große Straße! Wenn man von hieraus zum Beispiel links abbiegt, durch den Wald geht, dort dem Fußstege folgt der zur Kapelle führt, beim

Tschekan'schen Bache, und dann querfeldein durch den Morast nach Chlopino, und von dort weiter nach Sachariew, da kann einem jedes Kind den Weg nach den Luéw'schen Bergen zeigen. Ich will nur sagen, daß diese Grenzwächter zu gar nichts nütze sind, als die Reisenden zu quälen und uns armen Leuten das Brot zu nehmen. (Man hört Lärm.) Nun, was giebt's? Seht doch, wahrhaftig, da kommen die verfluchten Kerle schon wieder, um mir das Haus durchzuschnüffeln.

Gregor.

Gute Wirthin! ist hier nicht noch ein anderes Unterkommen im Hause, als diese Stube?

Wirthin.

Nein, liebe Seele, sonst würde ich mich selbst vor diesen Kerlen verkriechen. Die meinen wunder was Wichtiges zu thun, wenn sie die Nase überall hinstecken um die armen Wirthsleute auszusaugen. Wein und Brot! und Gott weiß was noch! Darauf machen sie Jagd, auf weiter nichts. Ich wollte, sie krepirten bei lebendigem Leibe, die Hunde, die . . .

(die Grenzwächter treten herein.)

Erster Grenzwächter.

Gott grüß Euch, Frau Wirthin!

Wirthin.

Willkommen, lieben Gäste, sehr willkommen!

Ein Grenzwächter (zum andern).

Haha, die sitzen hier beim Wein; da werden wir

was aufstöbern. (Zu den Mönchen) Was seid Ihr für Leute?

Warlaam.

Wir sind Diener Gottes, demüthige Mönche, gehen auf den Dörfern umher um ein christliches Almosen zu sammeln für unser Kloster.

Ein Grenzwächter (zu Gregor).

Und wer bist Du?

Mißail.

Unser Reisegefährte . . .

Gregor.

Ich bin im nächsten Flecken zu Hause, habe die Mönche nur bis zur Grenze geleitet und kehre von hier wieder nach Hause zurück.

Mißail.

So hast Du Dich anders besonnen?

Gregor (leise).

Still jetzt, still!

Erster Grenzwächter.

Bring' noch etwas Wein her, Frau Wirthin! Wir wollen mit den Alten eins trinken und ein Wörtchen dabei plaudern.

Zweiter Grenzwächter (leise zum ersten).

Das scheint ein armer Teufel zu sein, bei dem ist nicht viel zu holen. Aber die alten Kuttenträger . . .

Erster Grenzwächter (leise).

Sprich nicht so laut; wir wollen sie schon ausbeu-

teln. (laut) Nun, Ihr ehrwürdigen Väter, wie geht's mit dem Erwerbe?

Warlaam.

Schlecht, mein Sohn, sehr schlecht! Die Christen sind ein geiziges Volk heutzutage, sie lieben den Mammon und vergraben ihr Pfund, ohne Gott zu geben was Gottes ist. Die Welt liegt im Argen. Alle Menschen schachern und wuchern, denken nur an irdische Güter und vergessen darüber ihr Seelenheil. Wir lassen's uns sauer genug werden, gehen von Thüre zu Thüre, bitten und flehen, und bringen doch oft in drei Tagen keine drei Heller zusammen. Es ist eine Sünde und Schande! So vergeht eine Woche nach der andern, — und wenn man dann einmal in den Seckel sieht, ist so wenig darin, daß man sich schämt es im Kloster zu zeigen. Was bleibt einem übrig als seinen Kummer herunterspülen, sein Herzeleid zu ertränken? Aber eine Schande bleibt's, eine ewige Schande! Ach, ich glaube, es geht mit der Welt zu Ende, der jüngste Tag bricht herein.

Wirthin (weinend).

Herr Gott im Himmel, erbarme Dich unser!

(Schon während Warlaam gesprochen, hat der erste Grenzwächter Mißail scharf in's Auge gefaßt.)

Erster Grenzwächter.

Alex! hast Du den Ukas des Zaren nicht bei Dir?

Zweiter Grenzwächter.

Ja, ich habe ihn bei mir.

Erster Grenzwächter.

Gieb mal her.

Mißail.

Nun, was starrst Du mich fortwährend so an?

Erster Grenzwächter.

Weil aus Moskau ein gewisser böser Ketzer, Namens Gregor Otrepjew entlaufen ist. Hast Du nichts davon gehört?

Mißail.

Nein!

Erster Grenzwächter.

Nicht? Nun, das gefällt mir. Der Zar hat aber befohlen, den flüchtigen Ketzer zu fangen und zu hängen. Weißt Du das auch nicht?

Mißail.

Nein!

Erster Grenzwächter (zu Warlaam).

Kannst Du lesen?

Warlaam.

In meiner Jugend konnt' ich's wohl, hab's aber wieder verlernt.

Erster Grenzwächter (zu Mißail).

Und Du?

Mißail.

Mir hat Gott diese Wissenschaft nie verliehen.

Erster Grenzwächter.

So nimm hier den Ukas des Zaren.

Mißail.

Ich? Was soll ich damit?

Erster Grenzwächter.

Es will mir scheinen, der landflüchtige Ketzer, Dieb und Räuber, den wir suchen, bist Du selbst!

Mißail.

Ich? Um's Himmels willen, was fällt Dir ein!

Erster Grenzwächter.

Halt! schließt die Thüre zu, wir wollen's gleich näher untersuchen.

Wirthin.

Ach, diese nichtswürdigen Quälgeister! können sie nicht einmal den armen Greis in Ruhe lassen.

Erster Grenzwächter.

Wer kann hier lesen?

Gregor.

Ich kann lesen.

Erster Grenzwächter.

Seht doch! — Wo hast Du denn das gelernt?

Gregor.

Bei unserm Meßner.

Erster Grenzwächter (giebt ihm den Ukas).

Da, so lies laut vor.

Gregor (liest).

„Der unwürdige Mönch Gregor, mit Familiennamen Otrepjew, vom Tschudoff'schen Kloster, ist in Ketzerei verfallen, und hat sich — verbündet mit dem Teufel —

erfrecht, der heiligen Brüderschaft durch allerlei Ungesetzlichkeiten und Gottlosigkeiten Aergerniß zu geben. Genaue Nachforschungen haben ergeben, daß der gottverlassene Mönch nach der litthauischen Grenze zu geflüchtet ist . . .

Erster Grenzwächter (zu Mißail).

Siehst Du nun, daß Du's bist?

Gregor (fährt fort).

„Und der Zar hat befohlen auf ihn zu fahnden . . .

Erster Grenzwächter.

Und ihn zu hängen!

Gregor.

Davon steht hier nichts.

Erster Grenzwächter.

Das lügst Du! Man kann nicht jedes Wort in eine Zeile schreiben. Lies Du: auf ihn zu fahnden und ihn zu hängen.

Gregor.

„Und ihn zu hängen. Der besagte Ketzer und Räuber Gregor ist (auf Warlaam sehend) etwas über funfzig Jahr alt; er ist von mittler Größe, hat einen kahlen Vorderkopf, grauen Bart und dicken Bauch. (Alle sehen auf Warlaam.) Kinder, hier ist der Gregor! Haltet ihn, bindet ihn! Wer hätte das geglaubt!

Warlaam (ihm das Papier entreißend).

Laßt mich in Ruhe, Ihr Schurken! Was bin ich für ein Gregor? Wie? Funfzig Jahr, grauen Bart,

dicken Bauch! nein, Bruder! Du bist noch zu jung um mich zum Besten zu haben! Ich habe lange nicht mehr gelesen und es geht mir schwer ab, — aber hier, wo es mir an den Kragen geht, werde ich die Buchstaben schon herausbringen. (Er buchstabirt) „Alt: zwan — zig Jahre.“ Nun, Bruder, wo kommen die Funfzig her? Hier steht Zwanzig. Willst Du wohl nachsehen?

Zweiter Grenzwächter.

Ja, ich besinne mich ... Zwanzig Jahre ... so hat man uns gesagt.

Erster Grenzwächter (zu Gregor).

Hör', Bruder, Du scheinst mir ein Spaßvogel zu sein!

(Während Warlaam weiter liest, steht Gregor mit gesenktem Kopfe da, die Hand im Busen verbergend.)

Warlaam (fährt fort).

„Klein von Wuchs, breite Brust, der eine Arm etwas kürzer als der andere, blaue Augen, röthliches Haar, eine Warze auf der Wange, eine andere auf der Stirn.“ Nun, Freund, bist Du das nicht?

(Gregor zieht plötzlich einen Dolch; Alle weichen zurück vor ihm; er springt zum Fenster hinaus.)

Die Grenzwächter.

Haltet ihn! haltet ihn!

(Alle in Verwirrung ab.)

Zweite Scene.

(Moskau. Haus des Fürsten Schuiski.)

Schuisky. Viele Gäste beim Abendessen.

Schuisky.

Noch Wein herbei!

(Steht auf; Alle folgen seinem Beispiel.)

Nun, meine werthen Gäste,

Den letzten Becher!

(zu einem Knaben) Jetzt lies das Gebet.

Knabe.

O ewiger, allgegenwärt'ger Vater,
Hör' gnädig auf das Flehen Deiner Knechte.
Wir flehn zu Dir für unsern Herrn und Zaren,
Den uns durch Deine Gnade Auserwählten,
Zum unumschränkten Herrscher aller Christen:
Sei mit ihm im Palast wie auf dem Schlachtfeld,
Auf seinen Reisen, wie in seinem Schlummer.
Erheb' ihn über alle seine Feinde,
Auf daß sein Ruhm von Meer zu Meer erschalle.
Laß seinen Stamm erblühn gesund und kräftig,
Daß seine theuern Zweige Schatten geben
Der ganzen Welt. Uns aber, seinen Sklaven,
Sei er, wie immerdar, ein Hort und Schutz,
Voll Langmuth, Gnade und Barmherzigkeit,

Daß unerschöpflich seiner Weisheit Quellen
Sich über uns ergießen, uns zum Segen.
So, Herr des Himmels, flehen wir zu Dir,
Und weihn dem Wohl des Zaren diesen Becher.

Schuisky (trinkt).

Ich trinke dies auf's Wohl des hohen Herrschers!
Euch, meine werthen Gäste, gute Nacht!
Ich danke Euch, daß Ihr mein Salz und Brot
So freundlich theiltet. Nochmals: gute Nacht.
(Die Gäste gehen ab; er begleitet sie bis zur Thüre.)

Puschkin.

Endlich sind sie aufgebrochen. Ich verzweifelte schon daran, Fürst Wassily Iwanowitsch, Dir noch ein Wörtchen allein sagen zu können.

Schuisky (zu den Dienern).

Nun, was steht Ihr da mit offenem Maule? Wollt Ihr am Ende Euern Herrn gar heimlich behorchen? Räumt den Tisch ab und packt Euch hinaus. Nun, was giebt's, Afanassy Michaïlowitsch?

Puschkin.

Wunder über Wunder!
Mein Neffe, Gawril Puschkin, hat mir heute
Aus Krakau einen Boten zugesandt.

Schuisky.

Nun?

Puschkin.

Wunderbare Neuigkeiten schreibt er.
Der Sohn Joann's ... wart' erst. (Er sieht erst an den
Thüren nach ob Niemand horcht.) Der Zarensohn,
Dem Godunoff das Leben nehmen ließ ...

Schuisky.

Das ist nichts Neues.

Puschkin.

Hör' mich doch erst aus:
Dimitry lebt noch.

Schuisky.

Welche Neuigkeit!
Ha, ha, das nenn' ich in der That ein Wunder.
Und weiter nichts?

Puschkin.

Gott, hör' mich doch zu Ende:
Ob's der gerettete Zaréwitsch selbst ist,
Oder ein Geist, der seine Form genommen,
Ein frecher Gauner, kühner Abenteurer,
Der sich zum Zaren aufwirft, bleibt sich gleich,
Genug: Dimitry ist auf's Neu' erschienen.

Schuisky.

Es ist nicht möglich!

Puschkin.

Puschkin sah ihn selbst
Als er zum Erstenmal am Hof erschien,

Und durch die Reih'n der Großen gradeswegs
In's Kabinet des Königs sich begab.

Schuisky.

Wer ist er denn? woher?

Puschkin.

Das weiß man nicht,
Bekannt ist nur, daß er bei Wischnewetsky
Im Dienste stand, und auf dem Krankenlager
Sich einem Priester zu erkennen gab, —
Und daß sein stolzer Herr, als das Geheimniß
Zu seinen Ohren kam, ihn selber pflegte,
Und den Genesenden vom Krankenlager
Geradeswegs zu Sigismund geführt.

Schuisky.

Was spricht man denn von diesem Abenteurer?

Puschkin.

Man sagt, er sei voll Geist, von edler Haltung,
Bei Jedermann beliebt. Die Ueberläufer
Aus Moskau hat er ganz für sich gewonnen,
Die röm'schen Pfaffen halten auch zu ihm,
Der König schmeichelt ihm, und man behauptet,
Er habe ihm auch Hülfe zugesagt.

Schuisky.

Das Alles, Bruder, klingt so wundersam,
Daß einem unwillkürlich dabei schwindelt.
Ein Abenteurer ist er, das steht fest,

Doch die Gefahr wird dadurch nicht vermindert.
Die Nachricht ist bedeutungsvoll — dringt sie
In's Volk, kann leicht ein Sturm daraus entstehen.

Puschkin.

Ja solch ein Sturm, daß er vielleicht dem Zaren
Die Krone von dem klugen Haupte reißt.
Und ihm geschähe Recht, denn fast noch schlimmer
Regiert er uns, als weiland Zar Joann:
Was nützt es uns, daß jetzt die Blutgerichte
Nicht öffentlich mehr sind, wir keine Psalmen
Mehr auf dem Richtplatz mit dem Volke singen,
Daß man uns keine Scheiterhaufen mehr
Auf offnem Markt errichtet, und der Zar
Die Kohlen nicht mit seinem Scepter schürt!
Sind wir deshalb jetzt unsres Lebens sichrer?
Erwartet jeden Tag uns doch Verbannung,
Sibirien, Kerker, Ketten oder Kutte,
Und im Geheimen: Hungertod und Strang.
Wo sind die alten adligen Geschlechter?
Wo sind die Fürsten Sitzky, Schestunoff,
Wo die Romanoff und die Edlen alle,
Die letzte Hoffnung unsres Vaterlandes?
In Kerkern schmachten sie, in der Verbannung!
Gieb Acht: Dir steht kein bessres Loos bevor.
Sind wir im eignen Haus nicht, wie die Polen,
Von niederträcht'gem Sklavenvolk umlagert,
Macht sich für Gold und Gunst des Zaren nicht

Jedwede Zunge zur Verrätherin?
Wir hängen ab vom ersten besten Sklaven,
Der eine Züchtigung von uns befürchtet.
Mußt' er nicht auch den Jurjew-Tag abschaffen?
Wir sind nicht Herrn auf eignem Grund und Boden.
Wag's, einem Tagedieb die Thür zu weisen!
Du mußt ihn füttern, ob Du willst, ob nicht.
Wag's, fleiß'ge Arbeitsleute anzulocken:
Gleich machen die Gerichte Dir zu schaffen.
Hat man selbst in den Zeiten Zar Joann's
Dergleichen je gehört? Frag' nur das Volk,
Ob heut sein Schicksal besser ist als damals?
Laß Du den Usurpator nur versprechen,
Den alten Jurjew-Tag [1]) neu herzustellen,
Und Du wirst Wunder sehn.

Schuisky.

Das glaub' ich selbst;
Doch, lieber Puschkin, schweigen wir von Allem
Bis zur gelegnen Zeit.

Puschkin.

Nun, das versteht sich!
Was ich Dir anvertraut, bleibt unter uns.
Du bist ein kluger Kopf, ich rede gerne
Ein Wort mit Dir, und wenn ich je zuweilen
Was auf dem Herzen habe, drängt mich's immer
Dir Alles mitzutheilen; übrigens
Hat heut Dein Meth und sammetweiches Bier

Die Zunge ungewöhnlich mir gelöst . . .
Schlaf' wohl, Fürst.

Schuisky.

Gute Nacht, auf Wiedersehn!

(Geleitet Puschkin bis zur Thüre.)

---

1) Jurjew-Tag (Georgentag). An diesem konnten Bauern, die von ihrem Gutsherrn zu sehr gedrückt wurden, zu einem andern Gutsherrn übergehen, ein Recht, das nach den verschiedenen Herrschern auch verschiedene Beschränkungen erhielt und zuletzt ganz aufgehoben wurde. Nach dem Gesetze von 1601 durften auf jeder Besitzung nicht mehr als zwei Bauern auf einmal ihren Gutsherrn am Georgentage wechseln. B.

Dritter Akt.

Erste Scene.

(Palast des Zaren.)

Der Zarewitsch Feodor (eine Landkarte zeichnend).
Die Zarewna und ihre Amme.

Xenia (ein Portrait küssend).

Du mein süßer Bräutigam, herrlicher Königssohn, mich solltest Du nicht beglücken, mir solltest Du nicht angehören, sondern dem dunklen Grabe auf fremder Erde; ach, nie werde ich Trost finden; ewig, ewig werde ich um Dich weinen.

Die Amme.

Ei, Zarewna! Mädchenthränen sind wie Nachtthau! die Sonne geht auf und der Thau verschwindet. Du wirst bald einen andern Bräutigam haben, der eben so schön und liebreizend ist. Und Du wirst ihn liebgewinnen und den Königssohn Jwan darüber vergessen.

Xenia.

Nein, Mütterchen, bis zum Grabe werde ich ihm treu bleiben.

(Boriß tritt ein.)

Zar.

Was seh' ich, Xenia, geliebte Tochter!
Die schon als Braut betrübte Wittwe ward,
Weinst Du noch immer über den Verlornen?
Mein armes Kind! Gott hat es nicht gewollt,
Daß ich der Schöpfer Eures Glückes werde.
Vielleicht hab' ich des Himmels Zorn erweckt,
Daß er die liebsten Pläne mir zerstörte.
Unschuldig Kind! Warum mußt Du das büßen?
Und Du, mein Sohn, was treibst Du? was ist das?

Feodor.

Ein Plan des ganzen Moskowiterlandes
Bis zu den fernsten Grenzen. Sieh hier Moskau,
Da Nowgorod, dort Astrachan. Und hier
Das Meer, und dort die großen Perm'schen Wälder,
Und hier Sibirien.

Zar.

Was aber schlängelt
Sich durch das ganze Bild?

Feodor.

Das ist die Wolga.

Zar.

Recht so! das sind des Lernens süße Früchte!
In einem Blick siehst Du, wie aus den Wolken,
Das ganze Reich, die Grenzen, Städte, Ströme.
O lerne, Sohn! Die Wissenschaft verkürzt

Uns die Erfahrung dieses flücht'gen Lebens.
Einst, vielleicht bald schon, wirst Du alle Lande,
Die Du so künstlich auf's Papier gezeichnet,
In Wirklichkeit beherrschen. Lerne fleißig
Mein Sohn, und leichter, klarer wirst Du dann
Die schwere Pflicht des Herrscherthums begreifen.

(Semen Godunoff tritt ein.)

Sieh, da kommt Semen Godunoff mit Botschaft.

(zu Xenia)

Geh' in Dein Zimmer jetzt, mein Herzenskind,
Lebwohl, mein Engel, tröste Dich der Himmel!

(Xenia mit der Amme ab.)

Was giebt es Neues heut, Semen Nikititsch?

Semen Godunoff.

Die Diener Puschkin's und der Intendant
Von Fürst Wassily brachten früh schon Kundschaft.

Zar.

Nun?

Semen Godunoff.

Ein Diener Puschkin's hat zuerst berichtet,
Daß gestern früh ein Bote angekommen
Aus Warschau, der nach einer Stunde schon
— Doch ohne Brief — desselben Wegs zurückging.

Zar.

Den Boten fangt!

Semen Godunoff.

Ihm wird schon nachgesetzt.

Zar.

Und wie steht's mit Schuisky?

Semen Godunoff.

Der sah gestern

Beim Abendessen seine Freunde bei sich:
Die beiden Miloßlawsky, Buturlin,
Michaïl Saltykoff, Puschkin, und Andre.
Sie trennten sich erst spät; nur Puschkin blieb
Noch länger als die Andern bei Schuisky,
Und hatte mit ihm viel geheim zu reden.

Zar.

Laßt schnell Schuisky kommen.

Semen Godunoff.

Gnäd'ger Herr,

Er ist schon hier.

Zar.

Bescheidet ihn zu mir.

(Godunoff ab.)

Zar.

Verbindung mit Litthauen! Was ist das? . . .
Die Puschkin's, diese Aufwiegler, sind mir
Verhaßt, auch dem Schuisky trau' ich nicht.
Er ist sehr fügsam, aber kühn und listig . . .

(Schuisky tritt herein.)

Ich hab' ein Wort mit Dir zu sprechen, Fürst.
Doch will ich Dich erst hören: Wie es scheint,
Hast Du mir selber etwas mitzutheilen.

Schuisky.

So ist es, gnäd'ger Herr! mich trieb die Pflicht,
Dir eine wicht'ge Nachricht zu verkünden,
Die . . .

Zar.

Nun ich höre.

Schuisky (auf Feodor deutend).

Aber, gnäd'ger Herr?

Zar.

Was Fürst Schuisky mir zu sagen hat
Kann der Zaréwitsch hören. Sprich nur zu!

Schuisky.

Aus Litthau'n kam die Nachricht . . .

Zar.

Wohl dieselbe,
Die jener Bote gestern Puschkin brachte?

Schuisky (für sich).

Der weiß doch Alles! . . . (laut) Gnäd'ger Herr! ich dachte
Daß Du von dem Geheimniß noch nicht wüßtest.

Zar.

Ganz gleich! ich will das Eine mit dem Andern
Genau vergleichen; so nur können wir
Die Wahrheit finden.

Schuisky.

Ich weiß dieses nur:
In Krakau ist ein Pseudozar erschienen,
Vom Kön'ge und den Großen anerkannt.

Zar.

Was sagt man denn? Wer ist denn der Betrüger?

Schuisky.

Das weiß ich nicht.

Zar.

Nun . . . ist er wohl gefährlich?

Schuisky.

Mein gnäd'ger Zar! Dein Thron steht fest begründet;
Durch Gnade, Sorgfalt und Freigebigkeit
Hast Du die Herzen Deines Volks gewonnen,
Doch weißt Du selbst: der unvernünft'ge Pöbel
Ist treulos, wetterwendisch, abergläubisch,
Läßt sich durch leere Hoffnung leicht bethören,
Leiht der Verführung allezeit sein Ohr;
Die Wahrheit aber läßt ihn taub und kalt,
Die dummsten Märchen sind sein liebstes Futter,
Und leicht bewegt man ihn zu frechem Wagniß.
Wenn jener unbekannte Abenteurer nun
Die Grenzen Polens wirklich überschreitet,
Wer weiß, ob nicht der auferstandne Name
Dimitry — den er trägt — das Volk verlockt . . .

Zar.

Dimitry! — wie? der Name des Verstorbnen?
Dimitry! . . . (zum Zaréwitsch) Laß uns hier allein, mein Sohn!

Schuisky (für sich).

Er wurde roth; das giebt ein Ungewitter! . . . .

Feodor.

Darf ich nicht bei Dir bleiben, gnäd'ger Vater?

Zar.

Nein, Kind, das ist unmöglich, geh!

(Feodor ab.)

Dimitry! . . .

Schuisky (für sich).

Er wußte noch von nichts.

Zar.

Hör', Fürst Schuisky,
Wir müssen eilig Schritte thun, die Grenzen
Von Rußland auf das Strengste zu bewachen,
Daß fortan keine Seele mehr aus Polen
Nach Rußland kommt, daß selbst kein Hase durchschlüpft,
Kein Rabe mehr aus Krakau zu uns fliegt.
Geh schnell!

Schuisky.

Ich gehe.

Zar.

Wart' noch! Sag' mir, klingt es
Nicht wie ein Märchen? Ist es nicht zum Lachen?
Hast Du wohl je vernommen, daß die Todten
Vom Grabe auferstanden, um die Zaren
Zur Rechenschaft zu ziehn — rechtmäß'ge Zaren,
Vom ganzen Volk erwählt und eingesetzt,
Ja, und gekrönt vom großen Patriarchen!
Ist das nicht komisch? Warum lachst Du nicht?

Schuisky.

Ich, gnäd'ger Herr? . . .

Zar.

Hör', lieber Fürst Waßily:
Als mir die Kunde ward, daß jenes Kind . . .
Daß jenes Kind so seltsam umgekommen,
Sandt' ich Dich hin, genau zu untersuchen . . .
Beim Heiland und bei Gott beschwör' ich Dich,
Sag' mir die Wahrheit jetzt auf Dein Gewissen:
Erkanntest Du die Leiche des Erschlagnen?
Hat man Dich nicht getäuscht? Antworte wahr!

Schuisky.

Ich schwöre . . .

Zar.

Nein, Schuisky, schwöre nicht,
Antworte nur: war's der Zaréwitsch?

Schuisky.

Ja!

Zar.

Bedenk' Dich wohl! Ich will Dich auch begnad'gen,
Will Deine früh'ren Lügen nicht bestrafen,
Alles vergessen — aber wenn Du jetzt
Mich hintergehst, ich schwör' es bei dem Haupte
Des eignen Sohnes! — so erwartet Dich
Ein martervoller Tod, so martervoll,
Daß selbst der Zar Joann der Schreckliche
Vor Schrecken noch im Grabe zittern soll.

Schuisky.

Ich fürchte nicht den Tod, nur Deinen Zorn;
Würd' ich es wagen Dich zu hintergehn?
Und konnt' ich mich verblendet selbst so täuschen
Dimitry nicht zu kennen? Ich besuchte
Drei Tage lang, mit allem Volk von Uglitsch,
Des Kindes Leiche in der Kathedrale.
Noch dreizehn andre Leichen lagen dort,
Opfer der Volkswuth, — ganz verstümmelt, trugen
Sie alle Spuren der Verwesung schon,
Doch des Zaréwitsch kindliches Gesicht
War heiter, frisch und ruhig, wie im Schlummer,
Die tiefe Wunde klaffte noch, doch blieben
Die kindlich-sanften Züge unverändert.
Nein, gnäd'ger Herr, kein Zweifel, daß Dimitry
Im Grabe schläft.

Zar.

Genug, laß mich allein.

(Schuisky ab.)

O, wie das drückt! . . . Ich muß erst Athem schöpfen!
Ich fühlte wie das Blut mir in's Gesicht schoß
Und langsam nur und schwer sich wieder senkte . . .
Das also war's, warum seit dreizehn Jahren
Mir täglich von dem todten Kind geträumt!
Ja, ja, — kein andrer Grund! jetzt wird mir's klar.
Wer aber ist denn dieser böse Feind,
Der aufsteht gegen mich? Ein leerer Name,

Ein bloßer Schatten — aber kann ein Schatten
Den Purpur mir entreißen? Kann ein Name,
Ein Schall das Erbe meinen Kindern nehmen?
Thor, der ich war! was fürcht' ich mich denn so?
Ein Hauch von mir — und das Gespenst verschwindet.
Nein, nein, ich werde keine Furcht mehr zeigen;
Doch soll man auch das Kleinste nicht verachten . . .
O Krone Monomach's, wie drückst du schwer!

Zweite Scene.

(Krakau. Im Hause Wischnewetsky's.)

Der falsche Dimitry und Pater Tschernikowsky.

Dimitry.

Nein, Vater, Deine Furcht kann ich nicht theilen;
Ich kenne meines Volkes Geist; es ist
Fromm, aber ohne allen Fanatismus;
Es hält das Beispiel seines Zaren heilig
Und übt in Glaubenssachen Toleranz.
Ich bürge Dir, daß, eh' zwei Jahr verflossen,
Mein Volk, so wie des ganzen Ostens Kirche
Den Stellvertreter Petri anerkennt.

Der Pater.

Der heilige Ignatius steh Dir bei,
Wenn jene Zeit, auf die wir hoffen, naht,
Indessen pfleg' in Deinem Herzen treu,

Geheimnißvoll die heil'ge Himmelssaat;
Wir sind aus höh'ren Gründen oft verpflichtet,
Daß anders unser Wesen, als der Schein —
Das Wort, die That — wird von der Welt gerichtet,
Doch auf des Herzens Grund sieht Gott allein.

Dimitry.

Amen! . . . Wer ist da!

(Ein Diener tritt herein.)

Sag', daß wir empfangen.

(Diener ab. Die Thüren öffnen sich und eine Menge Russen und Polen treten herein.)

Gefährten! Wir verlassen morgen Krakau.

(zum Wojewoden von Sambor sich wendend)

Muischek, in Sambor bleib' ich auf drei Tage
Bei Dir. Ich weiß, Dein gastfreundliches Schloß
Birgt reichen Glanz im edelsten Geschmack,
Und eine schöne, jugendliche Herrin.
Die reizende Marina hoff' ich dort
Von Angesicht zu sehn. — Ihr, meine Freunde,
Getreuen Moskowiter, tapfre Polen,
Die gegen unsern allgemeinen Feind,
Der mich mit feigem Meuchelmord bedrohte,
Das brüderliche Banner jetzt erhoben:
Bald, heldenmüth'ge Slavensöhne, führ' ich
Euch in den langersehnten Kampf, und Schrecken
Soll vor uns hergehn! — Aber ich entdecke
So manches fremde Antlitz unter Euch.

Gawril Puschkin.

Sie sind gekommen, um von Deiner Gnade
Sich Schwert und Dienste zu erbitten.

Dimitry.

Kinder,
Seid mir willkommen hier als meine Freunde!
Doch wer ist dieser schöne junge Mann?

Puschkin.

Fürst Kurbsky, gnäd'ger Herr.

Dimitry.

Ein Heldenname!
Bist Du verwandt mit dem Kasan'schen Helden?

Kurbsky.

Ich bin sein Sohn.

Dimitry.

Und lebt Dein Vater noch?

Kurbsky.

Nein, er ist todt.

Dimitry.

Das war ein mächt'ger Geist!
Ein Mann, gleich groß im Rath, wie auf dem Schlacht-
feld!
Doch seit der Zeit, wo er mit einem Heer
Von Polen nach der alten Stadt Olgin
Gezogen, um die schwere Schmach zu rächen,
Die man ihm angethan, hab' ich nichts mehr
Von ihm gehört.

Kurbsky.

Er brachte in Wolhynien
Den Rest des Lebens zu, auf seinen Gütern,
Die ihm Batóry schenkte. Still und einsam
Sucht' er dort in den Wissenschaften Trost.
Doch wollte ihm die Ruhe nicht behagen,
Und bis zum Tode, immer wehmutvoll,
Gedachte er der Heimat seiner Jugend.

Dimitry.

Der arme Feldherr! Und wie strahlend war
Der Aufgang seines sturmbewegten Lebens!
Mit Freuden, junger Heldensprößling, seh ich
Sein Blut sich mit dem Vaterland versöhnen.
Der Väter Sünden soll man nicht gedenken;
Sanft ruhe ihre Asche! — Tritt herzu
Kurbsky, reich' mir die Hand! Ist es nicht seltsam?
Ein Sohn des Fürsten Kurbsky führt zum Thron
Wen? einen Sohn Joann's! . . . Ja Alles zeigt
Sich günstig mir: die Menschen wie das Schicksal.
(zu einem Andern sich wendend)
Und wer bist Du?

Ein Pole.

Sobánsky heiß' ich, bin
Ein poln'scher Edelmann.

Dimitry.

Ruhm Dir und Ehre,

Du Sproß der Freiheit! Zahlt das Drittheil ihm
Des Solds voraus. —
(zu den Russen sich wendend)
Doch wer sind diese hier?
Sie tragen meines Heimatlandes Tracht,
Die müssen von den Unsern sein.

Chruschtschoff (sich tief verbeugend).

Das sind wir,
Erhabner Herrscher! Deine treuen Sklaven,
Verfolgt, beraubt, gehetzt, flohn wir aus Moskau
Zu Dir, erhabner Zar, um unser Leben
In Deinem Dienst zu opfern, unsre Leichen
Zu Stufen Deines Zarenthrons zu machen.

Dimitry.

Verliert den Muth nicht, arme Märtyrer!
Boriß soll mir, wenn ich nach Moskau komme,
Für Alles Rede stehn!
(zu einem Kosaken sich wendend)
Und wer bist Du?

Karela.

Ich bin Kosak. Die freien Reiterhorden
Vom Don, die tapfern Atamane haben
Mich hergesandt, Dein gnädig Zarenantlitz
Zu schauen, ihren Gruß Dir zu entbieten,
Dich ihrer treuen Dienste zu versichern.

Dimitry.

Ich kenne meine donischen Kosaken,

Und habe nie gezweifelt, Euren Roßschweif
In meinen Heeresreihen zu erblicken.
Wir danken unserm tapfern Reitervolk!
Wir wissen, daß die donischen Kosaken
Jetzt schwere Unbill und Verfolgung leiden,
Doch, wenn wir glücklich erst mit Gottes Hülfe
Den Thron bestiegen haben unsrer Väter,
Soll auch dem Don die alte Freiheit werden!

Ein Poet (schüchtern herzutretend, sich tief verbeugend und den Saum von Dimitry's Gewande ergreifend).

Erhabner Prinz! Erlauchter Königssohn!

Dimitry.

Was willst Du?

Poet (ihm ein Papier überreichend).

Nimm in Gnaden von mir auf
Die arme Frucht aufricht'gen, treuen Strebens!

Dimitry.

Was seh ich? Ein lateinisches Gedicht?
O hundertfach geheiligt ist der Bund
Der Leier und des Schwerts. Derselbe Lorbeer
Umschlingt in Freundschaft beide. Bin ich auch
Geboren unter Nordens grauem Himmel,
Ist mir die röm'sche Muse doch nicht fremd,
Und mich erfreuen des Parnassus Blumen.
Ich glaube dem Prophetenwort der Dichter.
Nein, nicht umsonst glüht die Begeistrung so
In ihrer Flammenbrust: Gesegnet wird

Der Kampf sein, den die Muse schon verherrlicht!
Tritt näher, Freund, nimm diese kleine Gabe
Von mir zum Angedenken;
(überreicht ihm einen Ring)
und wenn einst
Mein Schicksal sich erfüllt, ich auf mein Haupt
Die Krone meiner Väter setzen werde,
Dann hoff' ich wieder Dein begeistert Lied,
Den Wohllaut Deiner Stimme zu vernehmen.
Musa gloriam coronat, gloriaque musam.
Nun Freunde, bis auf Wiedersehen, morgen!

Alle.

In's Feld, in's Feld! Es lebe Zar Dimitry,
Der große Zar von Moskau lebe hoch!

Dritte Scene.

(Schloß des Wojewoden Mnischek in Sambor. Eine Reihe erleuchteter Zimmer. Musik.)

Wischnewetsky. Mnischek.

Mnischek.

Er sieht und hört und denkt nichts als Marina,
Spricht nur mit ihr, ist nur mit ihr beschäftigt.
Das Spiel wird noch mit einer Hochzeit enden.
Gesteh mir, hättest Du wohl je geglaubt,
Daß meine Tochter Zarin würde: Wie?

Wischnewetsky.

's ist wunderbar! ... Doch hättest Du geglaubt,
Daß einst mein Diener Moskau's Thron bestiege?

Muischek.

Was sagst Du aber zu Marina? Kaum
Hab' ich ihr zugeraunt: Gieb Acht auf ihn,
Laß Dir Dimitry nicht entgehn — und sieh:
Schon kann er nicht mehr fort aus ihren Netzen!
(Polonaise. Dimitry und Marina eröffnen den Tanz.)

Marina (leise zu Dimitry).

Nachts, in der eilften Stunde, werd' ich morgen
Im Lindengang bei der Fontäne sein.
(Sie gehen vorüber; andere Paare erscheinen.)

Ein Kavalier (zu seiner Dame).

Was nur Dimitry an ihr finden mag?

Dame.

Sie ist doch schön!

Kavalier.

Wie eine Marmornymphe,
Mund, Auge ohne Leben, ohne Lächeln ...
(Sie gehen vorüber; ein drittes Paar kommt.)

Dame.

Schön ist er nicht, doch angenehm sein Ausdruck,
Das Zarenblut erkennt man gleich in ihm.
(Sie gehen vorüber; ein viertes Paar kommt.)

Dame.

Wann geht's in's Feld?

Kavalier.

Wann der Zaréwitsch uns
Befiehlt; wir sind bereit, doch Pana Mnischek,
Scheint's, hält uns mit Dimitry hier gefangen.

Dame.

Süße Gefangenschaft!

Kavalier.

Sehr süß, wenn Sie . . .

(Gehen ab; die Zimmer leeren sich.)

Mnischek.

Die Zeit des Tanzens ist für uns zu Ende,
Wir machen aus der Noth jetzt eine Tugend,
Und drücken, küssen nicht mehr schöne Hände —
Doch denk' ich gern der Streiche meiner Jugend.
Das war ein andres Leben sonst, als heute,
Gesteh's nur, alter Freund, 's ist nicht mehr das!
Ganz ohne Feuer sind die jungen Leute,
Und auch den Damen fehlt, ich weiß nicht was!
Doch lassen wir das junge Volk allein,
Wir setzen in ein Eckchen uns verstohlen
Bei einem Glase alten Ungarwein —
Ich laß ein recht bemoostes Fläschchen holen,
Das trinken wir gemüthlich aus zu Zwei'n,
Saugen den Duft, das Oel, die Blume ein,

Und plaudern etwas von den alten Zeiten.
Komm, alter Freund!

Wischnewetsky.

Ich will Dich gern begleiten.

Vierte Scene.

(Ein Garten mit einer Fontäne. Es ist Nacht.)

Der falsche Dimitry; später Marina.

Dimitry (auftretend).

Hieher, zu der Fontäne, wird sie kommen.
Als Feigling, glaub' ich, bin ich nicht geboren,
Ich habe oft dem Tod' in's Aug' gesehn
Und habe nicht gezittert vor dem Tode.
Mir drohte lebenslange Kerkerhaft,
Ich ward verfolgt — doch fühlt' ich keine Furcht,
Und meiner Kühnheit dank' ich meine Freiheit.
Doch was macht jetzt den Athem mir so schwer,
Und was bedeutet diese Glut, dies Zittern,
Ist es das Zittern glühenden Verlangens?
Nein ... es ist Furcht! den ganzen Tag harrt' ich
Der heimlichen Begegnung mit Marina,
Bedachte Alles was ich sagen wollte
Ihr stolzes Herz zu rühren, zu verlocken,
Wie ich sie Zarin Moskau's nennen wollte —
Die Stunde naht jetzt, und ich weiß kein Wort mehr
Von meiner mühsam eingeprägten Rede;

Die Liebe stört mein Denken und Erinnern . . .
Was seh ich . . . still . . . es rauschte eben! . . . nein!
Es ist der Schein des trügerischen Mondes,
Der Wind weht durch die Bäume hin . . .

Marina (zu ihm herantretend).

Zaréwitsch!

Dimitry.

Sie ist's! . . . Das Blut erstarrt in meinen Adern.

Marina.

Dimitry!

Dimitry.

O süße Zauberstimme!

(ihr entgegen gehend)

Marina! kommst Du endlich, seh ich Dich
Allein mit mir im Schutz der stillen Nacht?
O, wie mir dieser Tag so lang gewährt!
Wie langsam schwand das Abendroth vom Himmel!
Wie lange harr' ich schon im Graun der Nacht!

Marina.

Die Stunden fliehn, und meine Zeit ist kostbar.
Nicht um verliebte Reden anzuhören
Hab' ich Dich herbeschieden; ich bedarf
Der Liebesschwüre nicht, ich glaube Dir,
Daß Du mich liebst; doch hör' ein ernstes Wort:
Ich kette ganz mein Schicksal an das Deine,
Wie schwankend und wie stürmisch es auch sei.
Doch hab' ich jetzt das Recht, von Dir zu fordern,

Daß Du Dein ganzes Herz mir offenbarst,
Mir Alles sagst was Du erstrebst und hoffst,
Und Alles auch was Du zu fürchten hast;
So kann ich furchtlos, Hand in Hand mit Dir
In's Leben treten, — nicht mit kind'scher Blindheit,
Nicht als die Sklavin flüchtigen Begehrens,
Die schweigend Tisch und Bett des Mannes theilt;
Nein, eine Gattin, Deiner würdig will ich,
Des Zaren Mitregentin will ich werden!

Dimitry.

O, laß mich nur auf eine kurze Stunde
Die Sorgen und Gefahren meines Schicksals
Vergessen, — und Du selbst vergiß in mir
Jetzt den Zaréwitsch. Sieh nur den Geliebten
Vor Dir, den jedes Lächeln Deines Mundes,
Den jeder Blick aus Deinem Aug' beseligt!
Marina, hör' das Flehen meiner Liebe,
Laß mich mein ganzes Herz Dir jetzt erschließen!

Marina.

Jetzt ist nicht Zeit dazu; Du säumst hier, Fürst,
Indeß der Eifer Deiner Freunde lau wird,
Gefahr und Hindernisse stündlich wachsen.
Schon trägt man sich mit zweifelnden Gerüchten,
Verdrängt durch eine Neuigkeit die andre,
Und Godunoff gewinnt inzwischen Zeit . . .

Dimitry.

Was schert mich Godunoff? Ist Deine Liebe

Mein einz'ges Glück, in seiner Hand? Nein, nein!
Gleichgültig seh ich jetzt auf seinen Thron
Und seine Macht. Was, ohne Deine Liebe,
Ist mir das Leben, was der Glanz des Ruhms,
Das Herrscherthum des ganzen Zarenreichs!
Im öden Steppenland, in dürft'ger Hütte
Wiegst Du mir eine Zarenkrone auf!
In Deiner Liebe . . .

Marina.

Schäme Dich! Vergiß
Nicht Deines hohen, heiligen Berufes!
Die Herrscherwürde soll Dir theurer sein
Als alle Lust und Lockung dieses Lebens.
Was in der Welt wiegt eine Krone auf?
Nicht einem schwärmerischen Jüngling, der
Verlockt durch meine Schönheit ist — nein, wisse:
Ich reiche am Altare nur dem Erben
Des Moskowiterthrones meine Hand,
Dem wunderbar geretteten Zaréwitsch!

Dimitry.

Marina, höre auf mich so zu quälen!
Sag' nicht, daß Deine Wahl nur meinem Range
Und nicht mir selber gilt! O wüßtest Du,
Wie Deine Worte mir das Herz durchbohren.
Was! Wenn also . . . o schreckensvoller Zweifel!
Sag' mir, Marina, wenn das blinde Schicksal
Mich nicht mit königlichem Blut begabte,

Wenn ich der Sohn nicht wäre Zar Joann's,
Der lange von der Welt vergess'ne Knabe,
Marina! würdest Du mich dann ... doch lieben?

Marina.

Du kannst kein Andrer sein als der Zaréwitsch,
Und ich kann keinen Andern lieben.

Dimitry.

Nein!
Das ist zuviel! Ich will mit keinem Todten
Die Liebe theilen, die ihm angehört;
Genug ist's der Verstellung! jetzt sollst Du
Die ganze Wahrheit wissen: so vernimm denn,
Marina, Dein Dimitry ist längst todt,
Ist längst begraben — wird nie wiederkehren!
Und willst Du jetzt erfahren, wer ich bin?
So höre denn: ich bin ein armer Mönch,
Der Klosterknechtschaft überdrüssig, hab' ich
Im Stillen einen kühnen Plan ersonnen,
Der Welt ein Wunder vorbereitet; endlich
Aus meiner Zelle flüchtete ich mich
Zu der Ukraine wilden Reiterhorden,
Dort lernt' ich Rosse bänd'gen, Waffen führen,
Erschien dann als Dimitry unter Euch
Und täuschte so die leichtbethörten Polen.
Was sagst Du nun, hochmüthige Marina?
Bist Du durch mein Bekenntniß nicht befriedigt?
Schweigst Du?

Marina.

O, welche Schande! Wehe mir!

(Kurzes Schweigen).

Dimitry (für sich).

Wohin hat mich die Leidenschaft getrieben!
Vielleicht geht mir auf ewig nun verloren
Das Glück, das ich so mühevoll gegründet.
Wie konnt' ich nur so thöricht sein? (laut) Ich sehe,
Du schämst Dich einer so gemeinen Liebe;
Sprich das verhängnißvolle Wort nur aus,
In Deinen Händen liegt mein Schicksal jetzt,
Entscheide, sprich! (kniet nieder vor ihr.)

Marina.

Armsel'ger Abenteurer!
Steh auf, laß dieses eitle Possenspiel.
Wähnst Du, durch einen Kniefall mich zu rühren,
Wie ein leichtgläubiges und schwaches Mädchen?
Du irrst Dich, Freund! Schon mächt'ge Grafen sah ich
Und edle Ritter mir zu Füßen knie'n,
Und ich blieb kalt und stumm bei ihrem Flehen, —
Doch wahrlich nicht, daß ein entlaufner Mönch . . .

Dimitry (erhebt sich).

Verachte nicht den jungen Pseudozaren!
Vielleicht besitzt er Eigenschaften, die
Ihn würdig machen auf den Thron zu steigen,
Die Deiner theuern Hand ihn würdig machen!

Marina.

Des Stranges würdig machen, Unverschämter!

Dimitry

Ja, schuldig bin ich, daß der Stolz mich so
Bethört, Gott und die Zaren zu betrügen —
Die Welt hab' ich belogen: aber Dir,
Marina, ziemt es nicht mich zu bestrafen!
Vor Dir steh ich gerecht und schuldlos da.
Dich konnt' ich nicht betrügen, Du warst mir
Das einz'ge Heilige auf dieser Welt,
Vor Dir vermocht' ich nicht mich zu verstellen;
Die Liebe, eifersücht'ge, blinde Liebe
Trieb mich, mein ganzes Herz Dir zu erschließen,
Ganz wahr zu sein . . .

Marina.

Wahnsinniger, was wagst Du!
Wer hat Dir Dein Bekenntniß abgelockt?
Vermochtest Du, ein namenloser Flüchtling,
So wunderbar zwei Völker zu verblenden,
So solltest Du Dich jetzt doch des Gelingens
Der unerhörten That auch würdig zeigen,
Und das Geheimniß des Betruges ewig
Tief, tief vor jedem Menschenohr verbergen!
Urtheile selbst: kann ich jetzt Dir gehören,
Kann ich, Geburt und Stolz und Scham vergessend,
Jetzt noch mein Schicksal an das Deine knüpfen,
Nachdem Du selbst mit knabenhafter Einfalt
Leichtsinnig Deine Schande offenbart?
Du sagst, aus Liebe hast Du's mir verrathen!

Mich wundert nur, daß Du Dich meinem Vater
Bis jetzt noch nicht aus Freundschaft anvertraut,
Und nicht dem König Sigismund aus Freude,
Oder dem Pane Wischnewetsky nicht
Aus reiner, treuer Dienstergebenheit.

Dimitry.

Ich schwöre Dir: nur Du allein vermochtest
Dem Herzen sein Geheimniß zu entreißen.
Ich schwöre Dir, Marina: nie und nirgend,
Nicht beim Pokal, bei lärmend frohen Festen,
Nicht im vertraulichen Gespräch mit Freunden,
Nicht auf der Folterbank, nicht unterm Beile,
Nie, nie soll mein Geheimniß mir entschlüpfen!

Marina.

Du schwörst: nun, Deinem Schwur muß ich wohl glauben.
Ich glaube auch! Doch willst Du mir nicht sagen
Worauf Du schwörst? Ob auf den Namen Gottes,
Als gottesfürcht'ger Jesuitenzögling?
Auf Deine Ehre, als ein edler Ritter?
Oder vielleicht blos auf Dein Zarenwort,
Als ächter Zarensohn? Nun, hab' ich Recht?

Dimitry (stolz).

Der Geist Joann's hat mich zum Sohn erkoren,
Dimitry mich genannt aus seinem Grabe,
Hat um mich her die Völker aufgewiegelt
Und Godunoff zum Opfer mir gelobt.
Ich bin Zaréwitsch, und ich schäme mich,

Daß ich vor einer stolzen Polendirne
Mich so erniedrigt. Lebe wohl auf ewig!
Bald, hoffe ich, im blut'gen Spiel des Krieges,
In der Erfüllung meiner schweren Pflichten
Den Gram verschmähter Liebe zu vergessen.
O, wie ich Dich dann hassen werde, wenn erst
Die Glut der schnöden Leidenschaft erloschen.
Jetzt gehe ich, um mir die Zarenkrone
Auf's Haupt zu setzen — oder zu verderben.
Ob ich den Tod in offner Feldschlacht finde,
Ob auf dem Hochgerichte als Verbrecher,
Dir gilt es gleich, wir sind einander fremd,
Dein Schicksal knüpft sich nicht mehr an das meine;
Vielleicht, Marina, aber wirst Du einst
Bereuen, daß Du meine Hand verschmähtest!

Marina.

Doch wenn ich den Betrüger jetzt entlarve,
Und allem Volke sage was ich weiß?

Dimitry.

Du glaubst doch nicht, daß ich mich vor Dir fürchte?
Daß man den Worten eines poln'schen Mädchens
Mehr glaubt, als mir, dem russischen Zarewitsch?
Doch wisse: daß sich weder Papst noch König,
Noch die Magnaten um mein Recht viel kümmern,
Ob ich Dimitry bin, ob nicht — ist gleich.
Ich biete Vorwand nur zu Krieg und Hader,
Dazu bedarf man meiner, — aber Dich —

Rebellin, glaub mir's, bringt man bald zum Schweigen!
Lebwohl.

Marina.

Wart' noch, Zaréwitsch! Endlich
Zeigst Du Dich doch als Mann, nicht mehr als Knabe!
Das söhnt mich aus mit Dir, und ich vergesse
Dein thörichtes Benehmen; wieder seh ich
Dimitry vor mir stehn. Doch hör' mich jetzt:
's ist hohe Zeit daß Du zum Aufbruch eilst
Und Deine Heere gegen Moskau führst.
Den Kreml nimm, besteig' den Zarenthron,
Dann sende Boten und laß um mich werben.
Doch schwör' ich Dir bei Gott: eh' nicht Dein Fuß
Fest auf dem Moskowiterthrone steht,
Und Godunoff sich Deiner Macht gebeugt hat,
Will ich hinfort nichts mehr von Liebe hören!

(Schnell ab.)

Dimitry.

Nein — eher will ich Godunoff bekämpfen,
Die schlau'sten Jesuiten überlisten,
Als solch ein Weib! Der Teufel hole sie!
Ich kann nicht mehr! Das dreht und windet sich,
Entschlüpft der Hand die sie zu halten glaubt,
Und droht und zischt und sticht wie eine Schlange.
Ich hatte Grund zu fürchten. Wenig fehlte,
Daß sie mich doch verrathen hätte. Aber
Es ist beschlossen: morgen brech' ich auf.

Vierter Akt.

Erste Scene.

(Litthauische Grenze.)

Fürst Kurbsky und später der falsche Dimitry erscheinen zu Pferde. Regimenter ziehen vorüber.

Kurbsky (kommt zuerst angesprengt).

Da vor mir — vor mir liegt die Grenze Rußlands!
Dein bin ich, heil'ges Land, mein Vaterland!
Von meinen Füßen schütt'l ich mit Verachtung
Den Staub der Fremde, athme neue Luft,
Die Luft der theuren Heimat. Jetzt, mein Vater,
Wird Deine Seele Trost und Ruhe finden,
Sich Deine Asche noch im Grabe freun!
Auf's Neue schimmert unser Ahnenschwert,
Dies Schwert des Ruhms — der Schrecken von Kasán,
Dies gute Schwert — der Zaren treuer Diener!
Bei blut'gem Festgelag sollst Du jetzt glänzen
Zu Ehren Deines neuen Herrn und Zaren! . . .

Dimitry (langsam, mit gesenktem Haupte sich nähernd).
Der Glückliche! Wie sich sein reines Herz
Der Freude und dem Ruhme überläßt!
O wie ich Dich beneide, junger Krieger!
Sohn Kurbsky's, in Verbannung groß geworden,
Des edlen Vaters Schmach und Leid vergessend,
Und seine Schuld auf seinem Grabe sühnend,
Bist Du bereit jetzt für den Sohn Joann's
Dein Blut zu opfern, und den rechten Zaren
In seiner Väter Land zurückzuführen. —
Wie muß Dein Herz vor Stolz und Freude schlagen!

Kurbsky.

Freut sich nicht Deine Seele auch? Da liegt
Ja unser Rußland: es ist Dein, Zaréwitsch!
Die treuen Herzen Deiner Unterthanen,
Moskau — der Kreml — harren Deiner dort.

Dimitry.

Doch, guter Kurbsky, Russenblut wird fließen!
Ihr kämpft für Euren Zaren, Ihr seid rein.
Ich aber führ' Euch gegen unsre Brüder;
Ich biete Polen gegen Rußland auf,
Den angestammten Feinden meines Volkes
Zeig' ich den Weg zur hehren Mosquastadt;
Doch komme diese Sünde nicht auf mich,
Sie komm' auf Dein Haupt, Boriß, Königsmörder!
Vorwärts!

Kurbsky.

Vorwärts! und Weh' Dir, Godunoff!

(Beide reiten ab; die Truppen folgen.)

Zweite Scene.

(Zarenrath.)

Der Zar. Der Patriarch. Bojaren.

Zar.

Ist's möglich? ein entehrter, flücht'ger Mönch
Führt meuterische Schaaren gegen uns,
Wagt uns zu drohn in Briefen! Doch genug,
's ist endlich Zeit den Rasenden zu zähmen!
Brecht eilig auf: Trubetzkoi und Baßmanoff,
Die tapfern Wojewoden brauchen Hülfe.
Tschernigoff schon belagern die Rebellen,
Rettet mir Stadt und Bürger!

Baßmanoff.

Gnäd'ger Zar,
Eh' wir drei Monde älter sind, wird selbst
Nicht das Gerücht mehr den Empörer nennen;
In einem Eisenkäfig werden wir
Ihn wie ein wildes Thier nach Moskau bringen.
Das schwör' ich Dir bei Gott!

(Geht ab mit Trubetzkoi.)

Zar.

Der Schwedenkönig
Trägt mir sein Bündniß an durch eine Botschaft;
Doch brauchen wir die fremde Hülfe nicht;
Das eigne Heer ist stark genug, die Polen
Sammt den Rebellen aus dem Feld zu schlagen.
Drum lehnt' ich's ab.

Schtschelkaloff, sende eilig
An alle Wojewoden den Befehl,
Schnell aufzusitzen, und ihr Heergefolge
Nach altem Brauch zum Dienste zu entbieten;
Auch alle Laienbrüder in den Klöstern
Sind auszuheben und schnell zu bewaffnen.
In früh'ren Jahren, wann dem Vaterlande
Gefahren drohten, zogen selbst die Mönche
Mit in den Kampf; doch lassen wir sie jetzt
In ihrer Ruh; — sie mögen für uns beten:
So will's der Zar, beschließen die Bojaren.
Jetzt liegt noch eine wicht'ge Frage vor:
Ihr wißt, der freche Abenteurer hat
Arglistige Gerüchte ausgestreut,
Durch falsche Botschaft Argwohn und Bestürzung
Im ganzen Reich verbreitet; auf den Plätzen
Versammelt sich das Volk und brütet Aufruhr,
Die Geister sind erhitzt . . . man muß sie kühlen;
Ich möchte harte Strafen gern umgehn,
Doch wie, wodurch? das müssen wir berathen.

Der Patriarch.

Ruhm dem Allmächtigen, der Dir den Geist
Der Gnade und der Langmuth eingehaucht,
Erhabner Zar! daß Du den Sünder selbst
Verschonst, ihn nicht verdirbst in seiner Sünde,
Mild wartest bis des Irrthums Nacht vergeht.
Sie wird vergehn! der ew'gen Wahrheit Sonne
Wird Allen leuchten.
Ich, Dein treuer Priester,
Kein Richter sonst in weltlichen Geschäften,
Vermesse mich, Dir solchen Rath zu geben:

Ein Sohn des Teufels, ein verstoßner Mönch
Erhält das Volk im Wahn, er sei Dimitry,
Erfrecht sich schamlos, des Zaréwitsch Namen
Wie ein gestohlenes Gewand zu tragen:
Entreißen wir ihm dies Gewand, so wird er
In seiner nackten Schande vor uns stehn!
Der Himmel selbst beut uns dazu das Mittel.
Denn wisse, gnäd'ger Zar, daß vor sechs Jahren,
Im selben Jahr da Dich die Gnade Gottes
Zum Herrscher dieses Landes eingesetzt —
Ein armer Hirt, ein hochbetagter Greis,
Einst spät am Abend in mein Haus kam, und
Ein wunderbar Geheimniß mir enthüllte.
Er sprach:
„In meiner Kindheit ward ich blind,

Und seit der Zeit bis in mein spätes Alter
Konnt' ich nicht Tag und Nacht mehr unterscheiden.
Vergebens braucht' ich Kräuter und Arzneien,
Vergebens Zauberformeln und Besprechung,
Vergebens pilgerte ich gläub'gen Herzens
Zu allen wunderthät'gen Heil'genbildern;
Vergebens auch die dunkeln Augen netzt' ich
Mit Wunderwasser aus geweihtem Born:
Gott ließ mich nicht genesen von der Blindheit.
Zuletzt verlor ich alle Hoffnung, und
Gewöhnte mich an meine Finsterniß;
Schon lange selbst in Träumen sah ich nicht mehr
Was sichtbar ist — ich träumte nur von Tönen.
Einst, als ich so in tiefem Schlummer lag,
Klang eine Kinderstimme mir in's Ohr
Und sprach zu mir: „„Steh auf, Greis, geh nach Uglitsch,
„„Und in der Kirche zur Verklärung Christi
„„Knie nieder, dort auf meinem Grab zu beten;
„„Gott ist barmherzig — und mein Segen folgt Dir!““
Wer bist Du? fragte ich die Kinderstimme.
„„Ich bin Dimitry, Sohn des Zar Joann;
„„Gott hat mich zu den Engeln aufgenommen
„„Und wunderthät'ge Kräfte mir verliehn;
„„Geh, Greis, glaub' mir!““ — Ich wachte auf und dachte:
Warum soll ich nicht gehn? Vielleicht läßt mich

Der Herr in meinem Alter noch genesen.
Und ich begann die weite Pilgerfahrt,
Erreichte Uglitsch, ging zur heil'gen Kirche,
Hörte die Messe an, und betete
Daß mir das Herz vor frommer Inbrunst glühte..
Aus meinen Augen brach ein Strom von Thränen,
So süß, als weint' ich meine Blindheit weg.
Und als die Kirche sich geleert vom Volke,
Sprach ich zu meinem Enkel: Jwan, führe
Mich zu dem Grabe des Zaréwitsch hin!
Der Knabe that nach meinem Wort, und kaum
Hatt' ich am Grab ein still Gebet beendet,
Als meine Augen wieder sehend wurden!
Ich sah das schöne Himmelslicht vor mir,
Und meinen Enkel und Dimitry's Grab.“

So, gnäd'ger Zar, erzählte mir der Greis.

(Allgemeine Bewegung. Schon während der Erzählung hat Boriß zu wiederholten Malen mit dem Taschentuche sein Gesicht abgewischt.)

Ich sandte darauf eigends hin nach Uglitsch,
Und Kunde kam, daß viele Leidende
Am Grabe des Zaréwitsch Heilung fanden.
Drum ist mein Rath: die heiligen Gebeine
Zum Kreml eilig herzuschaffen und
Sie beizusetzen in der Kathedrale.
Dann wird das ganze Volk sich überzeugen

Von dem Betrug des gottvergess'nen Frevlers,
Der Hölle Blendwerk wird wie Rauch verschwinden.

(Schweigen.)

Schuisky.

Wer, heil'ger Vater, kennt die Wege Gottes?
Mir fehlt der Seherblick, sie zu erforschen.
Er mag des Kindes Leiche vor Verwesung
Bewahren, und ihr Wunderkraft verleihn,
Doch ziemt es uns, die dunkeln Volksgerüchte
Aufrichtig ohne Leidenschaft zu prüfen;
Wer aber mag in sturmbewegter Zeit
Sich an solch heiliges Beginnen wagen?
Wird man nicht sagen, daß wir frechen Sinns
Das Heiligthum entweiht zu ird'schen Zwecken?
Das Volk ist ohnehin schon aufgeregt
Und trägt sich mit bedrohlichen Gerüchten;
Bedenklich wär' es, traun! jetzt die Gemüther
Durch eine Kunde aufzureizen, die
So überraschend und hochwichtig ist.
Wohl seh ich selbst: es ist die höchste Zeit,
Des Abenteurers Trugwerk zu zerstören,
Doch dazu giebt es andre, kürzre Mittel.
Erlaubst Du mir, mein gnäd'ger Zar, so werd' ich
Selbst auf dem Marktplatz zu dem Volke reden,
Den schändlichen Betrüger zu entlarven,
Und die empörten Massen zu beschwicht'gen.

Zar.

Thu, was Dir gut dünkt! — Heil'ger Patriarch,
Ich bitte Dich, mir zum Palast zu folgen,
Wo ich heut Deines Raths bedürftig bin.
(Der Zar mit dem Patriarchen ab; ihnen folgen langsam die Bojaren.)

Ein Bojar (leise zum andern).
Bemerktest Du wohl, wie der Zar erbleichte,
Und dichter Schweiß von seiner Stirne troff?

Der Zweite.
Nein, ich gesteh's, ich wagte kaum zu athmen,
Die Augen aufzuschlagen, mich zu rühren.

Der Erste.
Schuisky half ihm gut heraus. Der Schlaukopf!

Dritte Scene.

(Freies Feld bei Nowgorod-Sewersky.
1604. 21. Dezember.)

Schlacht.

Soldaten, in Unordnung fliehend.
O Weh' uns! Weh' uns! Der Zaréwitsch! die Polen!
Da kommen sie! da sind sie schon hinter uns!
(Die Hauptleute Margeret und Walter Rosen erscheinen.)

Margeret.

Wohin, wohin? Allons... zurück!

Einer der Flüchtigen.

Marschir' Du selbst zurück, wenn Du Lust hast, verfluchter ausländischer Ketzer Du!

Margeret.

Quoi? quoi?

Ein zweiter Soldat.

Kwa! kwa! Du hast gut unsern Zaréwitsch anquaken, Du ausländischer Frosch Du! Wir aber sind rechtgläubige Russen.

Margeret.

Qu'est-ce à dire recKläubik!... Sacrés gueux, maudite canaille! Mordieu, mein Herr, j'enrage: on dirait que ça n'a pas de bras pour frapper, ça n'a que de jambes pour fuir.

Rosen.

Es ist eine Schande.

Margeret.

Ventre-saint-gris! je ne bouge plus d'un pas; puisque le vin est tiré, il faut le boire. Qu'en dites-vous, mein Herr?

Rosen.

Sie haben Recht.

Margeret.

Diable, il y fait chaud! ce diable de Samosvanetz, *) comme il s'appelle, est un brave à trois poils.

Rosen.

Ja, das ist wahr.

Margeret.

Hé! voyez donc! voyez donc! L'action s'engage sur les derrières de l'ennemi. Ce doit-être le brave Basmanoff, qui aurait fait une sortie.

Rosen.

Es sieht ganz so aus.

(Deutsche Soldaten erscheinen.)

Margeret.

Ha, ha! voici nos Allemands. Messieurs! Mein Herr! dites leur donc de se rallier, et, sacrebleu, chargeons!

Rosen.

Sehr wohl. Halt! (die Deutschen stellen sich in Reih und Glied) Marsch!

Die Deutschen (zum Angriff gehend).

Mit Gott, vorwärts!

(Kampf; die Russen fliehen auf's Neue.)

*) Prätendent.

Polen (rücken an).

Sieg! Sieg! Hoch lebe Zar Dimitry!

Dimitry (zu Pferde).

Laßt zum Rückzuge trommeln! Der Sieg ist unser. Mehr brauchen wir nicht. Schont das Blut unserer Brüder. Zum Rückzuge!

(Alle ab; Trompetengeschmetter und Trommelwirbel.)

(Großer Platz vor der Kathedrale in Moskau.)

Volk.

Einer aus dem Volke.

Wird der Zar bald aus der Kathedrale kommen?

Ein Zweiter.

Die Messe ist vorüber, jetzt fängt das Te Deum an.

Der Erste.

Was? Ist schon der Fluch über ihn gesprochen?

Der Zweite.

Ich stand in der Vorhalle und hörte wie der Diakon schrie: Gregor Otrepjew — Anathema über Dich!

Der Erste.

Laßt sie nur verfluchen! Der Zaréwitsch hat nichts mit Otrepjew gemein.

Der Zweite.

Für den Zaréwitsch wird jetzt eine Seelenmesse gehalten.

Der Erste.

Eine Todtenmesse für den Lebendigen! Nein, die Gottlosen werden ihre Strafe schon kriegen!

Ein Dritter.

Still! dort hör' ich Geräusch. Kommt da nicht der Zar?

Ein Vierter.

Nein, das ist ein armer Blödsinniger.

(Ein Blödsinniger, mit Ketten behangen und mit einer Eisenkappe auf dem Kopfe, erscheint, von Gassenbuben umgeben.)

Gassenbuben.

Eisenkappe! Eisenkappe! Aeh, äh, äh!

Ein altes Weib.

Laßt ihn doch in Ruhe, nichtsnutzigen Jungen Ihr! Gottgefälliger Mann, bete für mich arme Sünderin!

Der Blödsinnige.

Gieb, gieb, gieb mir erst einen Kopeken!

Die Alte.

Da hast Du einen Kopeken; aber nun vergiß auch nicht für meine Seele zu beten.

Der Blödsinnige (setzt sich auf die Erde und singt).

Der Mond scheint so traut,
Und das Kätzchen miaut,
Und man treibt mit mir Spott,
Steh auf, bet' zu Gott!

(Die Gassenbuben umlärmen ihn auf's Neue.)

Ein Gassenbube.

Guten Tag, Du Narr! Warum nimmst Du Deine Mütze nicht ab? (giebt ihm einen Schlag auf die Eisenkappe) Ei, wie das klingt!

Der Blödsinnige.

Ach, ich habe einen Kopeken!

Gassenbube.

Das ist nicht wahr; zeig' mal her! (nimmt ihm den Kopeken weg und läuft davon.)

Der Blödsinnige (weint).

Man hat mir meinen Kopeken weggenommen; man treibt Spott mit dem Narren!

Das Volk.

Der Zar, der Zar kommt.

(Der Zar tritt aus der Kathedrale; vor ihm her geht ein Bojar, welcher den Armen Almosen reicht. Bojaren.)

Der Blödsinnige.

Boriß! Boriß! Die Buben treiben Spott mit dem Narren.

Zar.

Gebt ihm ein Almosen! Warum weint er denn?

Der Blödsinnige.

Die Buben treiben Spott mit mir ... Laß sie

umbringen, wie Du den kleinen Zaréwitsch umgebracht hast!

Bojaren.

Fort mit dem Narren! Greift ihn! Bringt ihn fort!

Zar.

Laßt ihn nur. Bete für meine Seele, Narr!
(Geht ab.)

Der Blödsinnige (dem Zaren folgend).

Nein, nein! für König Herodes darf ich nicht beten; das erlaubt die heilige Jungfrau nicht.

(Lager in Siewsk.)

Der falsche Dimitry, umgeben von seinen Anhängern.

Dimitry.

Wo habt Ihr den Gefangnen?

Ein Pole.

Hier.

Dimitry.

So führt
Ihn her zu mir.

(Ein Gefangener wird hereingeführt.)

Wie heißest Du?

Gefangener.

Roschnoff,

Ich bin ein Moskowit'scher Edelmann.

Dimitry.

Wie lange dienst Du schon?

Gefangener.

Seit einem Monat.

Dimitry.

Und macht Dir Dein Gewissen keinen Vorwurf,
Daß Du das Schwert erhoben gegen mich?

Gefangener.

Was sollt' ich thun? Es war nicht *meine* Wahl.

Dimitry.

Warst Du mit in der Schlacht bei Sewersk?

Gefangener.

Nein,

Zwei Wochen nach der Schlacht verließ ich Moskau.

Dimitry.

Wie steht's mit Godunoff?

Gefangener.

Er war sehr traurig
Daß wir die Schlacht verloren, und Mstislawsky
Verwundet wurde; drauf sandt' er Schuisky,
Sich an die Spitze unsers Heers zu stellen.

Dimitry.

Und weshalb ward Baßmanoff abberufen?

Gefangener.

Der Zar belohnte ihn mit Gold und Ehren,
Und machte ihn zum Mitglied seines Raths.

Dimitry.

Der paßte mehr in's Feld, als in den Rath.
Wie steht's in Moskau?

Gefangener.

Gott sei Dank, ganz ruhig.

Dimitry.

Erwartet man mich dort?

Gefangener.

Das weiß der Himmel!
Man wagt kein Sterbenswort von Dir zu sprechen.
Dem Einen schneidet man die Zunge aus,
Dem Andern geht es an den Kopf, kein Tag
Vergeht, der nicht sein blut'ges Opfer fordert.
Die Kerker stecken voll. Wenn auf der Straße
Drei Menschen sich begegnen, schleicht gewiß
Gleich ein Spion heran und spitzt sein Ohr.
Der Zar frägt selbst oft die Spione aus.
Der Kopf ist leicht verwirkt, — da schweigt man lieber.

Dimitry.

Ein sehr beneidenswerthes Loos für's Volk!
Wie steht's mit der Armee?

Gefangener.

Nun, der fehlt nichts.
Die Leute haben Kleidung, satt zu essen —
Was will man mehr?

Dimitry.

Wie stark ist die Armee wohl?

Gefangener.

Das weiß der Himmel!

Dimitry.

Etwa dreißig Tausend?

Gefangener.

Nun, funfzig Tausend dürfte sie wohl mustern!

(Dimitry versinkt in tiefes Nachdenken; die Umstehenden sehen einander an.)

Dimitry.

Wie urtheilt man von mir in Eurem Lager?

Gefangener.

Man sagt von Dir (mußt mir's nicht übel deuten),
Du sei'st ein Räuber, doch ein ganzer Mann!

Dimitry (lachend).

Das werd' ich ihnen durch die That beweisen!

(zu den Seinigen)

Hört, auf Schuisky werden wir nicht warten,
Wir brechen morgen früh zum Kampfe auf;
Ich wünsch' Euch Glück!

(Geht ab.)

Alle.

Hoch lebe Zar Dimitry!

Ein Pole.

Was! morgen soll's zum Kampfe gehn? Der Feind
Ist funfzig Tausend Mann stark, während wir
Kaum funfzehn Tausend zählen! Ist er toll?

Ein Zweiter.

Laß gut sein, lieber Freund, ein einz'ger Pole
Nimmt's mit fünfhundert Moskowitern auf.

Gefangener.

Ja, mit der Zunge! aber kommt's zum Kampfe,
So läufst Du Prahlhans schon vor Einem fort.

Der Pole.

Wärst Du nicht ein Gefangner ohne Schwert,

(auf sein Schwert zeigend)

Dich, Unverschämter, brächt' ich bald zur Ruhe!

Gefangener.

Wir Russen können ohne Schwert auch kämpfen:
Willst Du's versuchen?

(ihm die Fäuste zeigend)

eitler Prahlhans, komm!

(Der Pole mißt den Russen stolzen Blickes vom Kopfe bis zum Fuße und geht schweigend ab; die Andern folgen unter lautem Gelächter.)

Fünfter Akt.

Erste Scene.

(Freier Platz im Walde. Im Hintergrunde liegt ein sterbendes Pferd.)

Der falsche Dimitry. Puschkin.

Dimitry.

Mein armes Roß! Wie muthig heute Morgen
Sprengt' es mit mir noch in die letzte Schlacht,
Wie schnell, obschon verwundet, trug's mich fort!
Mein armes Thier!

Puschkin (für sich).

Das fehlt auch noch! ein Pferd
Jetzt zu bejammern, wo das ganze Heer
Vernichtet ist!

Dimitry.

Was meinst Du, Puschkin? sieh nur,
Vielleicht ist's von der Wunde blos erschöpft,
Und kann sich noch erholen.

Puschkin.

Ich bezweifle's.

Dimitry (geht auf das Pferd zu).

Mein armes Thier! ... Was ist zu thun? Ich will
Ihm doch den Gurt abnehmen und den Zügel,
Daß es in Freiheit sterbe. (Er nimmt dem Pferde Sattel,
Zaum und Gurt ab. Mehrere Polen treten auf.)
Nun, Ihr Herren,
Wie geht's? Warum ist Kurbsky nicht bei Euch?
Ich sah den Braven heute, wie er sich
In's dichteste Gewog des Kampfes stürzte,
Umdrängt von Säbeln wie von schwanken Aehren;
Doch sein Schwert überragte alle Schwerter,
Sein wilder Schlachtruf übertönte Alles.
Wo ist mein Held?

Ein Pole.

Tod, auf dem Feld der Ehre.

Dimitry.

Ruhm sei dem Tapfern, Friede seiner Seele!
Nur Wen'ge sind noch übrig von den Unsern.
Die Saparóger haben uns verrathen,
Die Schurken sind allein am Unglück Schuld —
Nicht drei Minuten länger Stand zu halten!
Sie sollen's büßen, die verwünschten Hunde!
Der zehnte Mann soll hängen!

Puschkin.

Jetzt gilt's gleich

Wer schuldig ist, wir sind darum nicht minder
Geschlagen und vernichtet.

Dimitry.

Und doch war
Der Sieg auf unsrer Seite schon. Ich hatte
Den Vordertrupp des Feindes abgeschnitten —
Die Deutschen aber drängten uns zurück;
Die Kerle kämpften wie leibhaft'ge Löwen.
Ein tapfres Volk, bei Gott! Ich liebe sie
Dafür, und werd' ich Zar, so bilde
Ich mir aus Deutschen eine Ehrenwache.

Puschkin.

Wo aber werden wir heut übernachten?

Dimitry.

Im Walde hier! Ist das kein gutes Lager?
Wir brechen auf sobald es tagt, und halten
Dann Mittagsrast in Rylsck. Nun, gute Nacht!
(Er legt sich nieder, benutzt den Sattel als Kopfkissen
und schläft sofort ein.)

Puschkin.

Ich wünsche angenehme Ruh, Zaréwitsch!
Er ist geschlagen, kaum durch Flucht entkommen,
Und ruht so sorglos wie ein thöricht Kind;
Die Vorsehung wacht sichtbar über ihn;
Vorwärts mit Gott! Wir dürfen nicht verzagen.

Zweite Scene.

(Moskau, der Zärenpalast.)

Boriß Godunoff. Baßmanoff.

Zar.

Der Sieg ist unser, doch was nützt er uns?
Wir krönen uns mit einem eitlen Ruhme.
Auf's Neu hat er sein flücht'ges Heer gesammelt
Und droht uns von den Mauern Putliv's jetzt.
Was thun inzwischen unsre Heldenschaaren?
Sie stehn bei Krom, wo ein Kosakenhäuflein
Sie hinter morschen Pallisaden neckt.
Ein schöner Ruhm, der üble Laune macht!
Du mußt Dich wieder an die Spitze stellen;
Nicht der Geburt, dem Geist geb' ich die Ehre
Des obersten Befehls in meinem Heere.
Laß sie die Nasen rümpfen, laß sie murren
Ueber Verletzung ihrer Adelsrechte:
's ist Zeit, daß wir mit gründlicher Verachtung
Den Wahn des hochgebornen Pöbels strafen,
Und altverderblichen Gebrauch zerstören.

Baßmanoff.

Ach hundertfach gesegnet wird der Tag sein,
Wo die vergilbten Adelspergamente,
Mit allem Zwist und Hochmuth den sie zeugen,
Aufgehn in Flammen.

Zar.

Dieser Tag ist nah;
Wenn ich nur erst des Aufruhrs Herr geworden
In meinem Volke.

Baßmanoff.

Laß Dich das nicht hindern;
Das Volk neigt immer heimlich zur Empörung:
Gleichwie ein Roß stets in den Zügel knirscht,
Der trotz'ge Sohn der Macht des Vaters grollt.
Was macht das aus? Der Reiter bändigt ruhig
Sein Roß, gleichwie der Vater seinen Sohn.

Zar.

Doch oft wirft auch das Roß den Reiter ab,
Der Sohn gehorcht nicht immer seinem Vater;
Nur durch unwandelbare Strenge hält man
Ein Volk im Zaum. So dachte Zar Joann,
Der kluge, eigenmächt'ge Herrscher, der
Gar manchen Sturm beschwor; — so dachte gleichfalls
Sein Enkel: Zar Joann der Schreckliche.
Nein, für die Gnade fehlt dem Volk der Sinn,
Mit Undank lohnt's was man ihm Gutes thut!
Doch preß' es aus, droh ihm mit Todesstrafen,
Es bleibt Dir ebenso geneigt . . .

(Bojaren treten herein.)

Was giebt es?

Ein Bojar.

Man hat die fremden Gäste eingeführt.

Zar.

Ich werde sie empfangen. Hör' Baßmanoff,
Mit Dir hab' ich noch Weitres zu besprechen,
Erwart' mich hier. (Geht ab.)

Baßmanoff.

Welch hoher Herrschergeist!
Gott gebe daß er bald mit dem verdammten
Rebellen fertig würde, und er wird
Viel Gutes, Großes noch in Rußland schaffen.
Ein mächtiger Gedanke keimt in ihm;
Man muß ihn warm erhalten. Welche Laufbahn
Eröffnet mir sich, wenn es ihm gelingt,
Den übermüth'gen Adelstolz zu brechen!
Im Felde hab' ich keine Nebenbuhler,
Der Erste würd' ich nach dem Zaren sein ...
Und gar vielleicht ... Doch welch ein Lärm ist dort?
(Bewegung. Bojaren und Hofdiener laufen wirr umher und flüstern einander zu.)

Einer.

Holt schnell den Arzt!

Ein Zweiter.

Lauft schnell zum Patriarchen!

Ein Dritter.

Er ruft in Einem fort nach dem Zaréwitsch.

Ein Vierter.

Und nach dem Priester.

Baßmanoff.

Was ist denn geschehn?

Ein Fünfter.

Der Zar liegt krank!

Ein Sechster.

Dem Tode nah!

Baßmanoff.

O Gott!

Der Fünfte.

Auf seinem Throne sitzend, brach er plötzlich
Zusammen, Blut quoll ihm aus Mund und Nase.

(Man trägt den Zar auf einem Lehnstuhl herbei; seine ganze Familie und alle Bojaren umringen ihn.)

Zar.

Geht Alle fort — laßt mich mit dem Zaréwitsch
Allein.

(Alle ab.)

Ich sterbe; küsse mich, mein Sohn!
Lebwohl, Du wirst jetzt Herrscher sein im Lande.
O Gott, mein Gott! in einem Augenblicke
Werd' ich vor Dir erscheinen, und mir bleibt
Nicht Zeit, durch Reu' und Buße meine Seele
Zu läutern, eh' ich sterbe. Doch, ich fühle,
Mein Sohn, daß Du mir theurer bist als Alles,
Als selbst mein Seelenheil ... Es sei darum!
Als Unterthan bin ich geboren, und
In Niedrigkeit hätt' ich auch sterben müssen;

Doch schwang ich mich empor zur höchsten Macht —
Frag' nicht, wodurch? — Dein Herz ist rein von Schuld,
Du wirst den Thron mit Fug und Recht besteigen,
Ich werde Gott für Alles Rede stehn.
Mein theurer Sohn, laß Dich durch Trug nicht blenden,
Und täusche Dich nicht selbst. Dein Fuß besteigt
Den Thron in einer sturmbewegten Zeit.
Gefährlich ist der Prätendent, mit einem
Furchtbaren Namen hat er sich gerüstet.
Ich, in der Herrschaft lang' erprobt, vermochte
Dem Aufruhr, der Verwirrung wohl zu steuern.
Das Volk erzitterte vor mir in Furcht,
Und des Verrathes Stimme schwieg; doch Du
Bist jung, und unerfahren in der Herrschaft,
Wie willst Du in so schwerer Zeit bestehn,
Den Aufruhr dämpfen, den Verrath bewält'gen?
Doch Gott ist groß! Er macht die Jugend weise,
Den Schwachen stark im Unglück. Hör' mich an:
Vor Allem mußt Du einen Rath Dir wählen,
Der schon gereift an Jahren und Erfahrung,
Geliebt vom Volke, und von den Bojaren
Geachtet ist durch Namen oder Ruhm —
Etwa Schuisky. Für das Heer bedarfst Du
Eines erprobten Feldherrn; wähl' Baßmanoff,
Und zeig' Dich fest wenn die Bojaren murren.
Von Jugend auf hast Du mit mir im Rathe
Gesessen, den Geschäftsgang kennen lernen;

Verändre Nichts, laß es im alten G'leise;
Gewohnheit ist die Seele aller Herrschaft.
Ich war gezwungen, Folter, Todesstrafe,
Acht und Verbannung wieder einzuführen.
Das schaff' Du ab; man wird Dich dafür segnen,
Gleichwie man Deinen Ohm gesegnet, als er
Den Thron Joann's, des Schrecklichen, bestieg.
Doch mit der Zeit mußt Du allmählich wieder
Der Herrschaft Zügel straffer an Dich ziehn;
Jetzt halt' sie etwas schlaff — doch fest in Händen.
Sei gastfrei, freundlich im Verkehr mit Fremden,
Nimm sie vertrauensvoll in Deinen Dienst auf.
Befolge streng die Vorschrift unsrer Kirche.
Sei schweigsam! Eines Fürsten Stimme soll
Nie in der Luft, wie leerer Schall verklingen;
Wie feierlich Geläut verkünde sie
Nur großes Unglück oder große Freude.
Mein theurer Sohn, Du kommst nun in die Jahre
Wo oft ein Frauenblick das Blut entzündet.
O wahre, wahre Deines Herzens Reinheit,
Das stolze Schamgefühl, die heil'ge Unschuld!
Wer schon als Jüngling sein Gefühl ertränkte
In den Genüssen roher Sinnlichkeit,
Der wird als Mann blutdürstig, finster, grausam,
Und vor der Zeit stumpft Herz und Geist sich ab.
Sei allezeit das Haupt in der Familie;
Die Mutter ehre — aber herrsche selbst,

Als Mann und Zar. Treu liebe Deine Schwester,
Du bleibst ihr einz'ger Hort und Schutz auf Erden!

Feodor (auf den Knieen).

Nein, nein, Du mußt noch lange leben, herrschen,
Das Volk und ich verderben ohne Dich!

Zar.

Mit mir ist's aus — schon dunkeln meine Augen,
Ich fühle Grabeskälte . . .

(Der Patriarch, die hohe Geistlichkeit und alle Bojaren erscheinen. Man führt die Zarin am Arme gestützt herbei. Die Zarewna weint bitterlich.)

Wer ist da?
Ach so! das Mönchsgewand und die Tonsur . . .
Die Stunde schlägt! der Zar wird nun ein Mönch,
Und seine Zelle wird das dunkle Grab.
Wart' noch ein Kleines, heil'ger Patriarch,
Noch bin ich Zar im Reich, — hört mich, Bojaren:
Hier ist mein Sohn, dem ich mein Reich befehle,
Huldigt dem Zaren Feodor . . . Baßmanoff,
Und Freunde, nah dem Grabe bitt' ich Euch:
Dient ihm in Treue und Ergebenheit!
Er ist noch jung, sein Herz ist rein von Schuld.
Schwört Ihr's?

Die Bojaren.

Wir schwören!

Zar.

Wohl, nun sterb' ich ruhig.

Verzeiht mir meine Schuld! Verzeiht, wenn ich
Euch heimlich oder offen je beleidigt ...
Jetzt, heil'ger Vater, komm, ich bin bereit.

(Die Ceremonie der Tonsur beginnt. Man führt die ohnmächtigen Frauen hinweg.)

Dritte Scene.

(Ein Zelt.)

Puschkin, von Baßmanoff geführt.

Baßmanoff.

Wir sind allein; komm, sprich Dich offen aus:
In seinem Auftrag also kommst Du zu mir?

Puschkin.

Er trägt Dir seine Freundschaft an, dazu
Den höchsten Rang nach ihm im Zarenreiche.

Baßmanoff.

Auch Feodor hat mich schon so hoch erhoben,
Hat, aller Rangordnung und allem Stolze
Des Adels trotzend, mich zum Oberfeldherrn
Des Heers ernannt; — ihm hab' ich Treu' geschworen.

Puschkin.

Der Eid gilt dem rechtmäßigen Zaréwitsch;
Doch wenn ein Andrer lebt mit größerm Anrecht
Auf Thron und Reich?

Baßmanoff.

Hör', Puschkin, laß das gut sein;

Sprich mir nicht so von jenem Abenteurer,
Wir wissen, wer er ist!

Puschkin.

Rußland und Polen
Erkennen ihn längst als Dimitry an.
Trotzdem will ich mich keineswegs verbürgen
Für seine Aechtheit; möglich ist es, daß er
Nur ein Betrüger ist — doch glaub' ich fest:
Daß Feodor, der Erbe Godunoff's,
Ihm früher oder später weichen muß.

Baßmanoff.

So lange ich den jungen Zaren schütze,
Wird er vor keinem Usurpator weichen!
Es fehlt uns, Gott sei Dank! noch nicht an Truppen;
Durch Siege werd' ich ihren Muth beleben.
Wen habt Ihr gegen mich in's Feld zu stellen?
Karela, den Kosaken — oder Mnischek?
Und Euer Heer zählt kaum achttausend Mann.

Puschkin.

Du irrst: wir bringen nicht soviel zusammen.
Ich selbst gestehe Dir, daß unser Heer
Nur eine Null ist, gar nicht in Betracht kommt,
Daß die Kosaken nur die Dörfer plündern,
Die Polen stets nur prahlen, streiten, trinken,

Und gar die Russen . . . doch wozu das Reden?
Was würd' es nützen, Dich durch List zu täuschen?
Ich will Dir frei gestehn wodurch wir stark sind:
Nicht durch das Heer, nicht durch die Hülfe Polens, —
Wir sind blos stark — weil man uns dafür hält.
Die Volksmeinung macht unsre Stärke aus!
Sahst Du doch selbst die friedlichen Triumphe
Dimitry's, seine leichterkauften Siege,
Als alle Städte ohne Schwertstreich sich
Ihm öffneten, das Volk den Wojewoden
Die Hände band, die sich vertheid'gen wollten!
Sahst Du doch selbst, mit welchem Widerwillen
Sich Eure Truppen schlugen — und das war
Noch zu der Zeit des Zaren Godunoff!
Wie aber steht es heute? . . . Nein, Baßmanoff!
Es ist zu spät den Hader noch zu schüren,
Aus kalter Asche weckst Du keine Glut.
Trotz Deinem großen Geist und starken Willen
Wirst Du Dich nicht mehr lange halten können.
Wär' es nicht klüger von Dir, durch Dein Beispiel
Dem Volk voranzugehn, Dimitry jetzt
Zum Zaren auszurufen, und ihn so
Zu ew'ger Dankbarkeit Dir zu verpflichten?
Was meinst Du?

Baßmanoff.

Morgen sollst Du Antwort haben.

Puschkin.

Entscheide Dich.

Baßmanoff.

Leb wohl!

Puschkin.

Bedenke Alles!

(Geht ab.)

Baßmanoff (allein).

Ja, er hat Recht! Rings brütet der Verrath,
Was bleibt mir übrig? Soll ich warten bis
Auch mich die Meutrer mit gebundnen Händen
Ausliefern an Otrepjew? Wär's nicht besser,
Des Stromes stürm'schem Durchbruch vorzubeugen,
Und selbst ... Doch soll ich meinen Eidschwur brechen,
Und das Vertraun des jugendlichen Zaren
Mit schnödem Undank lohnen und Verrath,
Zu meines eignen Namens ew'ger Schande!
Leicht mag's geächteten Verbannten sein
Verschwörung anzustiften und Verrath —
Doch ich ... des Zaren Liebling ... Aber dort
Der Tod — die Macht — aber die Noth des Volks ...

(Nachdenkend.)

Heda!

(Er pfeift. Ein Soldat tritt herein.)

Mein Pferd! Man soll zum Aufbruch trommeln!

Vierte Scene.

(Der Richtplatz.)

Puschkin erscheint, vom Volke umringt.

Einer aus dem Volke.

Dieser Bojar bringt Botschaft vom Zaréwitsch,
Vernehmen wir was er zu sagen hat.
Hierher! hierher!

Puschkin (steigt auf die Tribüne).

Ihr Bürger Moskau's, Euch
Entbietet der Zaréwitsch seinen Gruß!

(Er grüßt nach allen Seiten.)

Ihr wißt, wie wunderbar die Vorsehung
Den Zarensohn aus Mörderhand gerettet.
Er kam, um seinen Feind hier selbst zu richten,
Doch kam ein höh'rer Richter ihm zuvor,
Des Himmels Zorn hat Godunoff getroffen.
Rußland hat sich Dimitry unterworfen,
Baßmanoff, reu'gen Herzens, führte schon
Das ganze Herr zum Diensteid ihm entgegen.
Der Zar naht Euch in Liebe, bringt Euch Frieden.
Wollt Ihr, den Erben Godunoff's zu Liebe,
Jetzt gegen Euren ächten Zaren noch,
Den Enkel Monomach's, die Hand erheben?

Stimmen aus dem Volke.

Nein, sicher nicht!

Puschkin.

Ihr guten Bürger Moskau's,
Die ganze Welt weiß, was Ihr dulden mußtet
Im Joch der Tyrannei des rauhen Fremdlings:
Verbannung, Blutgerichte, Güterraub,
Noth, Hunger, Marter — Nichts ward Euch erspart.
Dimitry will für Alles Euch entschäd'gen,
Bojaren, Edelleute, Bürger, Krieger,
Kaufleute, Fremde — kurz, das ganze Land
Soll seiner Huld und Gnade sich erfreuen.
Wollt Ihr ihm eigensinnig dennoch trotzen,
Hochmüthig seine Gnade von Euch weisen?
Bedenkt, daß er dem Throne seiner Väter
Umringt von mächt'gem Heergefolge naht.
Erzürnt den Zaren nicht, und fürchtet Gott!
In Demuth küßt das Kreuz des ächten Herrschers,
Und sendet zu ihm den Metropoliten
Sammt einem Zug Bojaren, Diakonen
Und andern auserwählten Männern, daß sie
Dem Zaren huldigen in Eurem Namen.
(Er steigt herab von der Tribüne. Bewegung im Volke.)

Stimmen aus dem Volke.

Was ist da viel zu reden? Er hat Recht.
Hoch lebe Zar Dimitry, unser Vater!

Ein Bauer (besteigt die Tribüne).

Brüder! zum Kreml, zum Palast des Zaren!
Kommt mit, Borißens junge Brut zu knebeln!

Das Volk (in wilder Bewegung davoneilend).
Ja, knebeln und ersäufen! Hoch Dimitry!
Und nieder mit dem Hause Godunoff's!

Fünfte Scene.

(Der Kreml. Palast Godunoff's. Wachen auf der Freitreppe.)

Feodor (am Fenster).

Ein Armer.

Gebt mir ein Almosen, um Christi Willen!

Wache.

Fort von hier! Es ist verboten mit den Gefangenen zu sprechen.

Feodor.

Geh, Alter, ich bin ärmer als Du: bist Du doch frei!
(Xenia, mit einem Schleier verhüllt, nähert sich dem Fenster.)

Einer aus dem Volke.

Bruder und Schwester! Die armen Kinder sitzen da wie die Vögelchen im Käfig!

Ein Anderer.

Ist der Mühe werth, die zu bedauern! Verdammte Brut!

Der Erste.

Ihr Vater war ein Bösewicht, aber die Kinder sind unschuldig.

Der Zweite.

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.

Xenia.

Bruder! Bruder! Ich glaube die Bojaren kommen zu uns.

Feodor.

Das ist Galitzin und Massalsky. Die Anderen kenne ich nicht.

Xenia.

Ach, Bruder, das Herz erstarrt mir im Busen.

(Es erscheinen Galitzin, Massalsky, Moltschanoff und Scherefedinoff, hinter ihnen Strelitzen.)

Volk.

Platz da! Platz für die Bojaren!

(Die Bojaren treten in den Palast.)

Einer aus dem Volke.

Warum mögen die nur gekommen sein?

Zweiter.

Wahrscheinlich um Feodor Godunoff den Eid abzunehmen.

Dritter.

Meinst Du wirklich? Hörst Du nicht, welch ein Lärm im Hause entsteht? Immer lauter — man schlägt sich.

Volk.

Hört Ihr? Gewimmer! Das war eine Frauenstimme . . . Treten wir ein! Die Thüren sind ver-

schlossen. Das Geschrei hat aufgehört; der Lärm dauert fort.

(Die Thüren werden geöffnet. Massalsky erscheint auf der Freitreppe.)

Massalsky.

Bürger! Maria Godunoff und ihr Sohn Feodor haben sich durch Gift getödtet. Wir haben ihre Leichname gesehen. (Das Volk bleibt stumm vor Entsetzen.) Nun, was schweigt Ihr? Ruft doch: Es lebe Zar Dimitry Iwanowitsch!

(Das Volk bleibt stumm wie zuvor.)

Der steinerne Gast.

Aus Puschkin's Nachlaß.

Leporello.
O statua gentilissima
Del gran commendatore! . . .
Ah, pardoni!

Don Giovanni.

Erste Scene.

(Abend. Kirchhof bei Madrid.)

Don Juan.

Erwarten wir die Nacht hier; endlich haben
Wir nun die Thore von Madrid erreicht.
Bald schweif' ich durch die allbekannten Straßen,
Verhülle meinen Schnurrbart mit dem Mantel,
Und meine Augenbraunen mit dem Hute.
Nicht wahr: so bin ich nicht mehr zu erkennen?

Leporello.

Gewiß! Don Juan ist schwer zu erkennen!
So viele Menschen gleichen ihm!

Don Juan.

Du scherzest!
Wer kann mich so erkennen?

Leporello.

Jede Wache,
Zigeunerinnen, trunk'ne Musikanten,
Auch kecke Kavaliere, Eure Brüder,
Den Degen unter'm Arm, im kurzen Mantel.

Don Juan.

Was macht es aus? Laß Alle mich erkennen!
Wenn mir der König nur nicht in den Weg kommt.
Sonst fürcht' ich keinen Menschen in Madrid.

Leporello.

Und morgen hinterbringt man es dem König,
Daß Don Juan aus der Verbannung plötzlich
Ganz eigenmächtig in Madrid erschienen;
Und was wird dann mit Euch geschehn?

Don Juan.

Dann schickt
Er mich zurück. Den Kopf wird mir's nicht kosten.
Ich bin ja auch kein Staatsverbrecher! Nur
Als eine Gunst hab' ich es anzusehn,
Daß man mich fortgeschickt, um mich zu wahren
Vor der Familienrache des Erschlag'nen.

Leporello.

Das ist's ja eben; darum hättet Ihr
Auch ruhig bleiben sollen, wo ihr war't.

Don Juan.

Ein schöner Rath! Ich wäre fast gestorben
Vor Langeweile dort. Nein, diese Menschen,
Dies Land! Und gar der Himmel ... Nichts als Rauch!
Und dann die Frauen! Lieber Leporello,
Die letzte Bäuerin in Andalusien
Tauscht' ich — Du kannst mir's glauben auf mein Wort —

Nicht um die ersten Schönen jenes Landes!
Anfangs gefielen mir an ihnen wohl
Die blauen Augen und die weiße Haut,
Ihr strenges Wesen — und noch mehr die Neuheit;
Doch, Gott sei Dank, bald hatt' ich sie enträthselt,
Und der Verkehr mit ihnen schien mir Sünde;
Sie haben gar kein Leben, sind wie Puppen
Von Wachs — Da sieh nur unſ're Frauen an! ...
Doch höre, dieser Ort ist uns nicht fremd;
Hast Du ihn wohl erkannt?

Leporello.

Wie sollt' ich mich
Des Klosters Sanct-Antoni nicht erinnern!
So oft seid Ihr hier heimlich hergeritten;
Ich mußte dort im Wald die Pferde halten —
's war ein verwünschtes Amt, Ihr dürft mir's glauben —
Derweil Ihr angenehmer Euch die Zeit
Hier zu vertreiben wußtet.

Don Juan.

(In Nachdenken versunken.)

Arme Ines!
Jetzt ist sie todt! O, wie ich sie geliebt!

Leporello.

Die mit den schwarzen Augen? ... O, ich weiß noch!
Drei Monde lang verfolgtet Ihr die Spröde,
Bis Euch der Teufel doch dazu verholfen.

Don Juan.

Im Juli war's . . . in einer warmen Nacht.
Es lag für mich ein wunderbarer Reiz
In ihres Auges wehmuthvollem Ausdruck
Und ihren todesblassen Lippen. Seltsam!
Du, glaub' ich, konnt'st an ihr nichts Schönes finden.
Ja, freilich hatte Ines auch sehr wenig
Von dem, was man gewöhnlich schön nennt. Nur
Die Augen und der Blick . . . Ja, solch ein Blick
Ist mir nicht wieder vorgekommen. Aber
Die Stimme war von mattem, leisen Schalle
Wie einer Kranken Stimme; und ihr Gatte
War ein verruf'ner, roher Taugenichts,
Wie man mir später sagte . . . Arme Ines! . . .

Leporello.

Was thut's? Ihr folgten And're.

Don Juan.

Das ist wahr.

Leporello.

Und, wenn der Himmel uns am Leben läßt,
So folgen wieder And're.

Don Juan.

Sehr wahrscheinlich.

Leporello.

Und welche neue Schönheit suchen wir
Jetzt in Madrid?

Don Juan.

O Laura! hin zu Dir
Treibt unaufhaltsam mich mein Herz.

Leporello.

Vortrefflich!

Don Juan.

Ich eile gradeswegs in ihre Wohnung,
Und — treff' ich dort schon Jemand bei ihr an —
Muß er hinaus zum Fenster!

Leporello.

Das versteht sich!
Nun sind wir schon in bester Laune wieder,
Die Todten stören uns're Ruh' nicht lange.
Wer da?

(Ein Mönch tritt ein.)

Mönch.

Sie wird im Augenblick erscheinen.
Wer ist da? Seid Ihr Donna Anna's Leute?

Leporello.

Nein, wir sind uns're eignen Herren! Wir gehn
Spazieren hier.

Don Juan.

Doch wen erwartet Ihr?

Mönch.

Im Augenblick muß Donna Anna kommen
Zum Grabe ihres Gatten.

Don Juan.

Donna Anna

De Solva! Wie! Die Gattin des Komthurs;
Erschlagen von ... von wem doch?

Mönch.

Von dem frechen,
Verruchten, gottverlass'nen Don Juan.

Leporello.

Was hör' ich da! der Ruf von Don Juan
Ist in das stille Kloster gar gedrungen,
Und Mönche singen seinen Lobgesang.

Mönch.

Ihr kennt ihn wohl?

Leporello.

Wie kämen wir dazu?
Wo hält er sich nur auf jetzt?

Mönch.

Weit von hier
Lebt er in der Verbannung.

Leporello.

Gott sei Dank!
Je weiter desto besser! Könnte man
In einen Sack doch die Verführer stecken,
Sie allesammt im Meere zu ertränken.

Don Juan.

Was sagst Du?

Leporello (leise).

Still! Ich habe meine Gründe.

Don Juan.

Hier also hat man den Komthur begraben?

Mönch.

Hier. Seine Gattin hat ihm dieses Denkmal
Errichtet, und kommt jeden Tag hierher,
Um für sein Seelenheil zu beten und
Ihn zu beweinen.

Don Juan.

Welche selt'ne Wittwe!
Nicht ohne Grund war der verstorb'ne Gatte
So eifersüchtig, hielt sie eingeschlossen,
Daß Niemand von uns Donna Anna je
Gesehn. Ist sie wohl schön?

Mönch.

Wir Mönche dürfen
Das Auge nicht an Frauenschönheit weiden;
Doch lügen wäre Sünde! selbst ein Heil'ger
Muß solchen wunderbaren Reizen huld'gen.

Don Juan.

Ich möchte gerne mit ihr sprechen, Vater.

Mönch.

O, Donna Anna spricht mit Männern nie.

Don Juan.

Mit Euch doch spricht sie?

Mönch.

Das ist etwas And'res:
Ich bin ein Mönch. Doch seht, da kommt sie selbst.
(Donna Anna erscheint.)

Donna Anna.

Wollt Ihr mir öffnen, Vater?

Mönch.

Gleich, Seunora,
Ich habe schon auf Euch gewartet.
(Donna Anna folgt dem Mönche.)

Leporello.

Nun,
Wie findet Ihr sie?

Don Juan.

Man kann gar nichts sehen
Vor ihrem langen, schwarzen Wittwenschleier.
Ihr schmales Füßchen blos bemerkte ich.

Leporello.

Nun, das genügt Euch. Eure Phantasie
Wird schnell genug das Uebrige ergänzen,
Die malt lebend'ger als des Künstlers Pinsel.
Euch gilt es gleich, wo Ihr den Anfang macht,
Beim Auge oder Fuß.

Don Juan.

Hör', Leporello,
Die muß ich kennen lernen.

Leporello (für sich).

Nun, das fehlt noch!
Woran der denkt! Den Mann hat er erschlagen
Und will nun auch der Wittwe Thränen sehen.
Gewissenloser!

Don Juan.

Doch es ist schon dunkel.
Wir schleichen in die Thore von Madrid,
Eh' über uns der Mond emporsteigt und
In lichte Dämmerung die Nacht verwandelt.

Leporello (für sich.)

Ein span'scher Grande wartet auf die Nacht,
Und fürchtet vor dem Mond sich wie ein Dieb!
Verwünschtes Leben! Werd' ich lange noch
Mit ihm herumziehn? Bald fehlt mir die Kraft.

Zweite Scene.

(Ein Zimmer. Abendessen bei Laura.)

Erster Gast.

Laura, ich schwör' es Dir, nie spieltest Du
Mit so hinreißender Vollkommenheit!
Wie wahr Du Deine Rolle aufgefaßt!

Zweiter Gast.

Und ausgeführt! Mit welcher Glut und Kraft!

Dritter Gast.

Und welcher Kunst!

Laura.

Ich fühlte, daß mir heute
Jede Bewegung, jedes Wort gelang,
Und überließ mich gänzlich der Begeist'rung.
Die Worte flossen, als entsprängen sie
Dem Herzen, nicht dem sklavischen Gedächtniß . . .

Erster Gast.

Ja wirklich. Jetzt noch glänzen Deine Augen
Und glühen Deine Wangen vor Begeist'rung.
O Laura, laß dies heil'ge Feuer nicht
Umsonst verglühen — sing' uns noch ein Lied,
Was es auch sei, sing' . . . . .

Laura.

Reicht mir die Guitarre.

(Sie singt.)

„Die Nacht liegt auf Sevilla,
Der Schlaf hüllt Alles ein —
Ich warte, Inesilla,
O komm, laß mich herein!

Mit Degen und Guitarre
Steh' ich vor Deinem Haus,
Verhüllt im Mantel harre
Ich Dein — o komm heraus!

Wach' auf, mein Lied zu hören!
Dein Fenster ist noch zu —
Will uns der Alte stören?
Mein Schwert bringt ihn zur Ruh!

Was dort im Zimmer regt sich?
Ein Nebenbuhler nah?
Am Fenster leis bewegt sich
Der Vorhang . . . Wer ist da?

Die Nacht liegt auf Sevilla,
Der Schlaf hüllt Alles ein —
Ich warte, Inesilla,
O komm, laß mich herein!“

Alle.

O, brava! brava! herrlich, unvergleichlich!

Erster.

Dank, Zauberin! Du füllst mit Seligkeit
Das Herz. Von den Genüssen dieses Lebens
Weicht die Musik der Liebe nur; doch ist
Auch Liebe Melodie .... Sieh nur, selbst Karlos,
Dein finst'rer Gast, ist von dem Lied gerührt.

Zweiter.

Welch seelenvolle Töne! Und die Worte!
Weißt Du von wem die sind?

Laura.

Von Don Juan.

Don Karlos.

Wie? Don Juan! ...

Laura.

Er dichtete sie einst als
Mein treuer Freund und windiger Geliebter.

Don Karlos.

Dein Don Juan ist ein verruchter Schurke,
Und Du bist eine Närrin.

Laura.

Du bist toll!
Wenn Du auch span'scher Grande bist, laß' ich
Durch meine Diener Dich um's Leben bringen.

Don Karlos (aufstehend).

Ruf sie nur her.

Erster.

Laura, beruh'ge Dich;
Don Karlos, laß Dein Zürnen, sie vergaß . . .

Laura.

Daß Don Juan in ehrlichem Duelle
Den Bruder ihm erschlug? Es thut mir leid,
Von Herzen leid, daß er's nicht selbst gewesen!

Don Karlos.

Ich war ein Thor, mich zu erzürnen.

Laura

So?
Gestehst Du endlich selbst, daß Du ein Thor bist?
So laß uns Frieden schließen.

Don Karlos.

Ich bin schuldig,
Verzeih' mir, Laura! doch Du weißt, ich kann
Den Namen nicht mit kaltem Blute hören . . .

Laura.

Doch, ist es meine Schuld, daß dieser Name
So oft mir unwillkürlich in den Mund kommt?

Ein Gast.

Wohlan, zum Zeichen, daß Du nicht mehr zürnst,
Sing' uns noch etwas, Laura!

Laura.

Ja, zum Abschied.

Es ist schon spät. Was aber soll ich singen?
Ach so! Nun hört:

(Sie singt.)

Alle.

O herrlich, unvergleichlich!

Laura.

Jetzt aber gute Nacht Euch!

Alle.

Gute Nacht!

(Alle gehen, ausgenommen Don Karlos, der von Laura zurückgehalten wird.)

Laura.

Du Brausekopf bleibst hier. Wie Du mir eben
Gefielst, als Du so lebhaft mich erinnert
An Don Juan, wenn er mich schalt, mir grollte,
Und auch so boshaft mit den Zähnen knirschte!

Don Karlos.

Der Glückliche! Du liebtest ihn?

(Laura nickt bejahend.)

Sehr?

Laura.

Sehr!

Don Karlos.

Und liebst ihn noch?

Laura.

In diesem Augenblicke?
Nein! Zwei auf Einmal kann ich nicht wohl lieben.
Jetzt lieb' ich Dich.

Don Karlos.

Willst Du mir sagen, Laura,
Wie alt Du bist?

Laura.

Ich bin jetzt achtzehn Jahr.

Don Karlos.

Du bist so jung und schön! ... Noch fünf, sechs Jahr
Wirst Du so bleiben, wird man Dich umdrängen,
Dir huldigen und schmeicheln, Dich beschenken,
Durch nächt'ge Serenaden Dich erfreu'n,
Aus Leidenschaft für Dich einander tödten
Im Zweikampf Nachts am Kreuzweg. Aber wenn
Die Zeit kommt wo die Augen eingefallen,
Die Stirn zusammenschrumpft und Runzeln zieht
Und weiße Haare durch die Flechten schimmern,
Man eine alte Frau Dich nennen wird,
Was, Laura, sagst Du dann?

Laura.

Dann? doch wozu
Daran jetzt denken? Welche Unterhaltung!
Quälst Du Dich stets mit solchen Grübelei'n?
Geh', öffne den Balkon. Wie rein der Himmel!

Die warme Luft bewegt sich kaum, die Nacht
Haucht würz'ge Lorbeer- und Orangendüfte,
Das Mondlicht strahlt auf dunklem, dichten Blau,
Gedehnt erschallt der Wächter Ruf: 's ist hell!
Und fern von hier, im Norden — in Paris —
Ist jetzt vielleicht der Himmel trüb umzogen,
Und kalter Regen prasselt, Winde brausen.
Was aber geht das uns an? Höre, Karlos,
Ich will, daß Du jetzt munter sei'st und lächelst.
So, so ist's recht!

Don Karlos.

Lieblicher Dämon!

(Es klopft draußen.)

Don Juan (von Außen).

Heda!

Laura, mach' auf!

Laura.

Wer ist da? Welche Stimme?

Don Juan.

Mach' auf!

Laura.

Ist's möglich ... Himmel! ....

(Oeffnet die Thüre. Don Juan tritt ein.)

Don Juan.

Guten Abend!

Laura.

Don Juan! . . .

(Fällt ihm um den Hals.)

Don Karlos.

Wie? Don Juan?

Don Juan.

Laura, liebe . . .

(Küßt sie.)

Wer ist denn bei Dir, Laura?

Don Karlos.

Ich, Don Karlos.

Don Juan.

So! Welche unerwartete Begegnung!
Ich stehe morgen ganz zu Diensten.

Don Karlos.

Nein!

Jetzt, auf der Stelle!

Laura.

Karlos, mäß'ge Dich!
Ihr seid nicht auf der Straße — seid bei mir —
Ich bitte, geht hinaus!

Don Karlos (ohne auf Laura zu hören).

Nun, wird es bald?

Du hast doch Deinen Degen.

Don Juan.

Kannst Du Dich

Durchaus nicht bänd'gen — komm'!

(Sie fechten.)

Laura.

O, mein Juan! . . .

(Sie wirft sich auf das Bett. Don Karlos fällt.)

Don Juan.

Laura, steh' auf — es ist vorbei!

Laura.

Was seh' ich?

Erschlagen? Himmel! und in meinem Zimmer!
Was mach' ich nun mit ihm, Du wilder Teufel?
Wohin die Leiche schaffen?

Don Juan.

Möglich ist es

Daß er noch lebt.

(Er untersucht die Leiche.)

Laura.

Daß er noch lebt! Verruchter,

Sieh nur: Dein Stoß ging mitten durch sein Herz;
Aus der dreikant'gen Wunde fließt kein Blut,
Der athmet nimmermehr . . .

Don Juan.

Was ist zu thun?

Er hat es so gewollt.

Laura.

Ach, Don Juan,
Es ist entsetzlich! Immer tolle Streiche,
Und immer schuldlos ... Woher kommst Du jetzt?
Bist Du schon lange hier?

Don Juan.

Erst eben komm' ich,
Ganz insgeheim — ich bin noch nicht begnadigt.

Laura.

Und hast gleich Deiner Laura Dich erinnert?
Nun, das ist hübsch von Dir. Doch kann ich's wirklich
Noch nicht recht glauben. Bloßer Zufall führte
Dich hier vorüber, und Du sahst mein Haus ...

Don Juan.

Nein, meine Laura, frag' nur Leporello,
In einer schlechten Venta vor der Stadt
Bin ich heut abgestiegen, und ich eilte
Sofort um Laura in Madrid zu suchen.
(Küßt sie.)

Laura.

Mein theurer Freund! ... doch wart' ... sag' was beginnen
Wir mit dem Todten?

Don Juan.

Laß ihn ruhig liegen,
Ich trag' ihn unter meinem Mantel fort

Noch eh' der Morgen graut, und lege ihn
An irgend einem Kreuzweg nieder.

Laura.

Aber
Gieb Acht, daß Niemand Dich bemerkt. Wie klug
Hast Du gethan, daß Du so spät gekommen!
Ich hatte Deine Freunde hier zum Essen;
In diesem Augenblick erst gingen sie.
Wie, wenn Du die hier angetroffen hättest!

Don Juan.

Laura, sag', liebst Du ihn schon lange?

Laura.

Wen?
Mir scheint, Du redest irr'.

Don Juan.

Gesteh' nur offen,
Wie oft Du mich seit uns'rer Trennung schon
Verrathen hast?

Laura.

Und Du, Leichtsinniger?

Don Juan.

Sprich ... doch wir werden später davon reden.

Dritte Scene.

(Kirchhof. Denkmal des Komthurs.)

Don Juan (in Mönchskleidung).

Vortrefflich! Alles geht nach Wunsch. Der Zufall
Ließ mich Don Karlos tödten, seit der Zeit
Leb' ich hier als ein stiller Mönch verborgen,
Und jeden Tag seh' ich die schöne Wittwe,
Und — wie mir scheint — hat sie mich auch bemerkt.
Bis jetzt sind wir einander fern geblieben,
Doch heute rede ich sie an — 's ist Zeit!
Womit beginn' ich nur? „Ich wage“ . . . oder
„Sennora“ . . . Bah! ich werd' ihr sagen was
Mir grade einfällt, ohne Vorbereitung,
Wie man ein Liebeslied improvisirt . . .
Doch müßte sie schon hier sein. Der Komthur
Hat ohne sie wahrscheinlich Langeweile.
Wie man ihn hier so stattlich dargestellt!
Breitschultrig, von herkulischer Gestalt;
Im Leben aber war er schwach und winzig.
Hier, auf den Zehen stehend, würd' er kaum
Mit seiner Hand bis an die Nase reichen.
Als wir uns beim Eskurial geschlagen,
Rannt' er auf meinen Degen und verschied,

Wie ein Insekt, gespießt auf eine Nadel.
Doch war er stolz und kühn, von strengem Geiste . . .
Da kommt sie!

(Donna Anna erscheint.)

Donna Anna (für sich).

Ist er wieder hier?

(Laut.)

Mein Vater!

Ich störe Euch in Eurem frommen Sinnen —
Verzeiht mir!

Don Juan.

Ach, ich selbst, Sennora, muß
Euch um Verzeihung bitten. Ich verhind're
Euch, Euren Thränen freien Lauf zu lassen.

Donna Anna.

Nein, Vater, meine Trauer liegt im Herzen;
In Eurer Gegenwart mag mein Gebet
Demüthig auf zum Himmel steigen. O
Vereinigt Eure Stimme mit der meinen!

Don Juan.

Ich mit Euch beten, Donna Anna! Nein,
Nicht würdig bin ich solchen hohen Glücks,
Es würde Eure heiligen Gebete
Mein sünd'ger Mund nicht nachzusprechen wagen.
Von ferne nur, in ehrfurchtsvoller Scheu,
Seh' ich auf Euch, wenn vom gebeugten Haupte

Die schwarzen Locken auf den weißen Marmor
Sich schlängeln, — und dann scheint es mir als ob
Ein Engel heimlich dieses Grab besuche!
In meinem aufgeregten Herzen finde
Ich kein Gebet, und ich bewund're schweigend
Und denke: „Glücklicher, deß kalter Marmor,
Erwärmt vom Himmels-Athem ihres Mundes,
Befeuchtet wird von ihren Liebesthränen!“ ...

Donna Anna.

Welch wundersame Rede!

Don Juan.

O Sennora!

Donna Anna.

Vergeßt Ihr ...

Don Juan.

Was? Daß ich ein armer
Unwürd'ger Mönch — daß meine sünd'ge Stimme
Hier nicht so laut vor Euch ertönen sollte?

Donna Anna.

Es kam mir vor ... ich habe nicht verstanden ...

Don Juan.

Ach! Alles, seh' ich, habt Ihr schon errathen.

Donna Anna.

Was denn errathen?

Don Juan.

Daß — daß ich kein Mönch bin!
Zu Euren Füßen bitt' ich um Vergebung.

Donna Anna.

O Gott! Steht auf, steht auf... Wer seid Ihr denn?

Don Juan.

Ein armes, unglückliches Geschöpf,
Ein Opfer hoffnungsloser Leidenschaft!

Donna Anna.

O Gott! Und hier — an diesem Grabe! Fort,
Schnell fort von hier!

Don Juan.

Nur einen Augenblick!
O hört mein Fleh'n!

Donna Anna.

Wenn aber Jemand käme!...

Don Juan.

Das Gitter ist verschlossen — Donna Anna!
Nur einen Augenblick gewährt mir!

Donna Anna.

Seltsam!
Doch sagt, was wollt Ihr denn von mir?

Don Juan.

Den Tod!
O laßt mich jetzt zu Euren Füßen sterben,
Daß hier mein armer Leib begraben werde; —
Nicht bei dem Grab, das Euch so theuer ist,
Nicht hier, etwas entfernt — wo es auch sei,
Dort — bei der Pforte — an der Schwelle selbst,

Daß Euer leichtes Füßchen, Euer Kleid
Den Stein berührt, der meine Asche birgt,
Wenn Ihr zu diesem stolzen Grabe kommt
Und mit gebeugtem Haupte weint und betet.

Donna Anna.

Ihr seid nicht recht bei Sinnen!

Don Juan.

Donna Anna,
Drückt sich der Wahnsinn aus im Wunsch zu sterben?
Wär' ich ein Narr, so würd' ich leben wollen,
Und eit'len Sinn's die leere Hoffnung hegen
Durch zarte Liebe Euer Herz zu rühren.
Wär' ich ein Narr, so würde ich die Nächte
Durchwachen bei'm Balkone Eures Hauses,
Durch Serenaden Euren Schlummer stören!
Und nicht verbergen würd' ich mich vor Euch,
Nein, überall mich Euch bemerklich machen!
Wär' ich ein Narr, ich würde meine Qualen
Nicht schweigend tragen . . .

Donna Anna.

Und das nennt Ihr schweigen?

Don Juan.

Nur die Gelegenheit verführte mich;
Sonst, wahrlich, Donna Anna, hättet Ihr
Mein trauriges Geheimniß nie erfahren!

Donna Anna.

Und liebt Ihr mich schon lange so im Stillen?

Don Juan.

Ob lange, oder nicht, ich weiß es selbst nicht.
Doch erst seit jener Zeit kenn' ich den Werth
Des flücht'gen Lebens, erst seit jener Zeit
Begreif' ich was das Wörtchen „Glück“ bedeutet.

Donna Anna.

Geht fort, laßt mich allein — Ihr seid gefährlich!

Don Juan.

Gefährlich? Wie? . . .

Donna Anna.

Ich fürchte Euch zu hören.

Don Juan.

Ich schweige, nur verscheucht aus Eurer Nähe
Nicht den, deß einzig Glück ist Euch zu sehen.
Glaubt mir, ich nähre kein vermess'nes Hoffen,
Verlange Nichts, als Euch zu sehen, — doch
Seh'n muß ich Euch, wenn ich noch leben soll!

Donna Anna.

Geht — hier ist nicht der Ort zu solchen Reden
Und solchem Wahnsinn. Morgen kommt zu mir.
Wenn Ihr mir schwört, dieselbe Ehrerbietung,
Wie heute, mir zu wahren, werd' ich Euch
Empfangen — morgen Abend — aber spät.
Seit ich verwittwet bin, hat noch kein Mann
Mein Haus betreten.

Don Juan.

Engel, Donna Anna!

Daß Gott Euch tröste, wie Ihr heute mich,
Den armen Märtyrer, getröstet habt!

Donna Anna.

Jetzt aber geht!

Don Juan.

Noch einen Augenblick.

Donna Anna.

Nein, auf der Stelle geht! Ich selbst muß gehen,
Ich bin nicht in der Stimmung mehr, zu beten.
Ihr habt durch weltliches Gespräch mich ganz
Vom Heil'gen abgezogen; schon so lange
War ich dem eitlen Weltgetriebe fremd . . .
Auf morgen denn.

Don Juan.

Noch wag' ich's nicht zu glauben,
Noch wag' ich meinem Glücke nicht zu trau'n —
Ich seh' Euch morgen wieder! — Und nicht hier,
Nicht im Geheimen!

Donna Anna.

Lebt denn wohl bis morgen.
Wie nennt Ihr Euch?

Don Juan.

Diego de Calvado.

Donna Anna.

Lebt wohl denn, Don Diego.

(Geht ab.)

Don Juan.

Leporello!

(Leporello erscheint.)

Leporello.

Was steht zu Diensten?

Don Juan.

Lieber Leporello!

Ich bin so glücklich! — Morgen — spät am Abend ...
Mach' Dich zu morgen fertig — ach, ich bin
So glücklich wie ein Kind!

Leporello.

Habt Ihr gesprochen
Mit Donna Anna? Hat sie Euch vielleicht
Ein schmeichelhaftes Wort gesagt? Habt Ihr
Sie gar mit Eurer Priesterhand gesegnet?

Don Juan.

Nein, Leporello, nein, sie wird mich morgen
In ihrem Haus empfangen!

Leporello.

Ist das möglich?
O Wittwen! ihr seid Eine wie die And're!

Don Juan.

So glücklich fühl' ich mich! ich möchte singen,
Die ganze Welt möcht' ich umarmen heute!

Leporello.

Doch der Komthur? Was wird der dazu sagen?

Don Juan.

Meinst Du, er werde eifersüchtig? Nein,
Das ist vorbei, er ist ein kluger Mann,
Der sicher friedlich ward seit er gestorben.

Leporello.

Nein! seht nur auf sein Standbild hin.

Don Juan.

Was ist denn?

Leporello.

Es scheint Euch finster drohend anzusehen.

Don Juan.

Geh', Leporello, lad' es ein auf morgen
Zu mir — Nein, nicht zu mir, zu Donna Anna.

Leporello.

Ein Standbild zu Euch bitten! doch wozu?

Don Juan.

Nun, sicher nicht um uns zu unterhalten!
Doch bitte nur das Standbild, daß es morgen
Am Abend spät zu Donna Anna komme
Und an der Thüre Wache stehe.

Leporello.

Herr,
Wie kann man nur so scherzen! Und mit wem!

Don Juan.

Geh', sag' ich.

Leporello.

Aber . . .

Don Juan.

Willst Du gleich gehorchen!

Leporello.

Vortreffliches und ruhmeswerthes Standbild!
Mein Herr, Don Juan, bittet Euch ergebenst
Zu Gaste . . . Großer Gott! ich kann nicht weiter,
Ich fürchte mich . . .

Don Juan.

Wart, feiger Schuft, ich will Dich! . . .

Leporello.

Habt doch Geduld! . . .

(Zum Standbilde.)

Mein Herr, Don Juan, bittet
Ergebenst, daß Ihr morgen spät am Abend
Zum Hause Eurer Gattin kommt und Wache
Vor ihrer Thüre haltet . . . .

(Das Standbild nickt mit dem Kopfe bejahend.)

Weh! . . .

Don Juan.

Was giebts?

Leporello.

Weh' mir, ich sterbe!

Don Juan.

Kerl, was hast Du denn?

Leporello

(die Bewegung des Standbildes nachahmend).

Das Standbild — ach!

Don Juan.

Du nicktest —

Leporello.

Nein, nicht ich,

Er — der Komthur!

Don Juan.

Was faselst Du für Zeug?

Leporello.

Geht selbst und seht.

Don Juan.

Merk' auf, Du feiger Tölpel!

(Sich zum Standbilde wendend.)

Ich bitte Dich, Komthur, auf morgen Abend
Zu Deiner Wittwe, wo auch ich sein werde —
Ich bitte Dich dorthin zu kommen, um
Die Thüre zu bewachen. Wirst Du kommen?

(Das Standbild nickt abermals mit dem Kopfe.)

O Gott! . . .

Leporello.

Nun, hab' ich's nicht gesagt . . .

Don Juan.

Fort, fort!

(Sie gehen Beide ab.)

Vierte Scene.

(Donna Anna's Wohnung.)

Don Juan und Donna Anna.

Donna Anna.

Ich habe Euch empfangen, Don Diego,
Nur fürcht' ich, daß mein trauriges Gespräch
Euch schlecht behagen wird: die arme Wittwe
Denkt stets an das, was sie verloren, mischt —
Wie der April — mit ihrem Lächeln Thränen.
Doch warum schweigt Ihr?

Don Juan.

Ich genieße schweigend
Die Seligkeit, allein mit Euch zu sein;
Allein mit Donna Anna! Hier — nicht dort,
Nicht bei dem Grab des todten Glücklichen;
Hier seh' ich Euch doch nicht mehr auf den Knie'n
Vor dem Gemahl von Marmor.

Donna Anna.

Don Diego,
Seid Ihr so eifersüchtig? Quält mein Gatte
Euch selbst im Grabe noch?

Don Juan.

Ich weiß, ich sollte

Nicht eifersüchtig sein auf i h n, den Ihr
Ja selbst Euch auserwählt.

Donna Anna.

Nein, meine Mutter
Befahl mir Don Alwar die Hand zu reichen.
Wir waren arm, und Don Alwar war reich.

Don Juan.

Der Glückliche! Er legte eitle Schätze
Zu Füßen einer Gattin — und dafür
Genoß er alle Seligkeit des Himmels.
O, hätte ich Euch früher doch gekannt!
Mit welcher Wonne würd' ich meinen Reichthum,
Rang, Leben — Alles hingegeben haben
Um e i n e n Liebesblick aus Euren Augen!
Der Sklave Eures heil'gen Willens, hätt' ich
Gesucht all' Eure Wünsche zu errathen
Und ihnen durch die That zuvorzukommen,
Daß wie ein holder Zauber Euch das Leben
Erschienen. Ach! das Schicksal wollt' es anders.

Donna Anna.

Diego! haltet ein — Euch blos zu hören
Ist Sünde für mich — ich darf Euch nicht lieben,
Auch selbst dem Grabe soll die Wittwe treu sein.
O, wüßtet Ihr, wie Don Alwar mich liebte!
Er hätte wahrlich, wenn er mich verloren,
Nie and're Damen bei sich aufgenommen,

Die sich in ihn verliebt, — unwandelbar
Wär' er mir treu geblieben ....

Don Juan.

Donna Anna,
Quält mir das Herz nicht länger mit dem ew'gen
Gedächtniß Eures Gatten! Laßt's genug
Der Strafe sein, wie groß auch meine Schuld ...

Donna Anna.

Wie? Eure Schuld? Wodurch seid Ihr denn schuldig?
Ihr seid an Niemand doch durch heil'ge Bande
Gefesselt hier, und rein in Eurer Liebe
Steht Ihr vor mir und vor dem Himmel da!

Don Juan.

Vor Euch? ... O Gott!

Donna Anna.

Fühlt Ihr Euch etwa schuldig
Vor mir? Worin besteht denn Eure Schuld?

Don Juan.

Um keinen Preis der Welt kann ich das sagen!

Donna Anna.

Diego! das klingt seltsam ... doch ich bitte,
Ich ford're, daß Ihr Alles sagt ...

Don Juan.

Nein, nein!

Donna Anna.

Das also nennt Ihr mir in Treuen dienen?
Vor einem Augenblick erst wünschtet Ihr

Mein Sklav zu sein! Ich bin erzürnt, Diego,
Sagt: worin seid Ihr schuldig gegen mich?

Don Juan.

Ich darf es Euch nicht sagen! Wagte ich's:
Ihr würdet mich verabscheu'n.

Donna Anna.

Nein, o nein!
Ich muß es wissen, und verzeihe Euch
Im Voraus . . .

Don Juan.

O, verlangt von mir nicht, Euch
Das schreckliche Geheimniß zu enthüllen!

Donna Anna.

Ein schreckliches Geheimniß? — So erzählt doch,
Spannt meine Ungeduld nicht auf die Folter!
Wie habt Ihr mich beleid'gen können, die ich
Euch gar nicht kannte? Feinde hatt' ich nie,
Und habe jetzt auch keine, — Einen nur:
Den Mörder meines Gatten.

Don Juan (für sich).

Die Entwicklung
Wird jetzt rasch vor sich gehen.

(Laut.)

Sagt mir, ist Euch
Der unglücksel'ge Don Juan bekannt?

Donna Anna.

Nein, nie im Leben hab' ich ihn gesehn.

Don Juan.

Doch haßt Ihr ihn von Herzen?

Donna Anna.

Wie die Pflicht
Der Ehre mir gebeut. Doch Don Diego,
Ihr sucht nur meinen Fragen auszuweichen;
Ich fordre von Euch . . .

Don Juan.

Wenn Euch Don Juan
Zufällig nun begegnete?

Donna Anna.

Ich würde
Den Bösewicht mit meinem Dolch durchbohren!

Don Juan.

Wo hast Du Deinen Dolch? Hier ist mein Herz!

Donna Anna.

Diego! Wie?

Don Juan.

Ich heiße nicht Diego,
Ich heiße Don Juan!

Donna Anna.

Gerechter Himmel!
Das ist unmöglich! Nein, ich glaub' es nicht!

Don Juan.

Ja, ich bin Don Juan!

Donna Anna.

Das ist nicht wahr!

Don Juan.

Ich habe Deinen Gatten, Don Alwar,
Erschlagen, und bereue meine That
Nicht im geringsten!

Donna Anna.

Gott, was muß ich hören?
Nein, nein, es kann nicht sein! es kann nicht sein!

Don Juan.

Ja ich bin Don Juan, und liebe Dich!

Donna Anna (stürzend).

Wo bin ich? . . . Mir versagt die Kraft . . . ich sterbe!

Don Juan.

Mein Gott! was ist mit ihr? O Donna Anna,
Besinne Dich, komm' zu Dir! Dein Diego,
Dein Sklav liegt hier zu Deinen Füßen!

Donna Anna.

Laß mich!

(Mit schwacher Stimme.)

Du bist mein Feind — Du hast mir Alles, Alles
Genommen, was im Leben . . .

Don Juan.

Holdes Wesen!
Ich biete Alles, meine Schuld zu sühnen.

(Fällt vor ihr auf die Knie.)

Zu Deinen Füßen harr' ich meines Schicksals!
Befiehl — und ich gehorche, ob Dein Wort

Mir Leben oder Tod bringt ... Ach! ich lebe
Ja nur für Dich!

Donna Anna.

Das wäre Don Juan? ...

Don Juan.

Nicht wahr? er wurde Euch geschildert als
Ein Bösewicht, ein Auswurf der Natur; —
Vielleicht ist nicht ganz unwahr was man sagt.
Wohl manche Schuld belastet das Gewissen
Des Lebensmüden, — aber, Donna Anna!
Durch Euch bin ich ein andrer Mensch geworden;
Ja, seit ich Euch gesehn, komm' ich mir selbst
Wie neugeboren vor; in meine Liebe
Zu Euch mischt sich die Liebe zu der Tugend,
Vor ihr zum Erstenmal beug' ich in Demuth
Mein zitternd Knie ...

Donna Anna.

O, Don Juan — ich weiß es —
Ist niemals in Verlegenheit um Worte.
Man sagte mir, er sei voll Trug und List ...
Ihr seid — so sagt die Welt — ein wüster Frevler,
Ein wahrer Dämon. Wie viel arme Frauen
Habt Ihr schon hintergangen?

Don Juan.

Donna Anna,
Ihr seid die Erste, die ich wahrhaft liebe!

Donna Anna.

Ihr wähnt, ich sei so thöricht um zu glauben,
Daß Don Juan zum Erstenmale liebt,
In mir kein neues Opfer sich erkoren?

Don Juan.

Sennora, wenn ich Euch betrügen wollte,
Würd' ich Euch Alles eingestehen — würd' ich
Den Namen nennen, der Euch so verhaßt ist!
Wo ist hier List und ränkevolle Täuschung?

Donna Anna.

Wer könnte Euch durchschau'n? — Wie aber kommt Ihr
Hieher? Leicht konnte Jemand Euch erkennen,
Und sichrer Tod wär' Euer Loos geworden.

Don Juan.

Was kümmert mich der Tod? Ich gebe für
Den süßen Augenblick in Eurer Nähe
Mein Leben ohne Murren hin.

Donna Anna.

Wie aber,
Leichtsinniger, wollt Ihr von hier entkommen?

Don Juan (ihr die Hand küssend).

Und seid Ihr wirklich um mein armes Leben
So voll Besorgniß? Und kein Haß wohnt mehr
In Deiner Himmelsseele, Donna Anna?

Donna Anna.

Ach, wenn ich nur vermöchte Euch zu hassen!
Doch, es ist hohe Zeit — wir müssen scheiden.

Don Juan.

Wann werden wir uns wiedersehen?

Donna Anna.

Ich weiß nicht;

Gelegentlich.

Don Juan.

Morgen?

Donna Anna.

Doch wo?

Don Juan.

Nun hier!

Donna Anna.

O Don Juan, wie ist mein Herz so schwach!

Don Juan.

Zum Pfande der Vergebung einen Kuß ...

Donna Anna.

Geh! es ist Zeit.

Don Juan.

Nur einen Kuß der Freundschaft ...

Donna Anna.

Daß man Dich gar nicht los wird! Nun, so komm ...

(Er küßt sie. Getös draußen.)

Welch ein Getös? ... Verbirg Dich, Don Juan!

Don Juan.

Leb' wohl, auf Wiedersehn, geliebte Freundin.

(Er geht, kommt aber hastig zurück.)

Ah! ...

Donna Anna.

Nun, was ist? Ah! . . .

(Das Standbild des Komthur tritt herein; Donna Anna stürzt nieder.)

Standbild.

Du hast mich geladen;
Hier bin ich.

Don Juan.

Weh mir! Himmel! Donna Anna!

Standbild.

Laß sie; es ist vorbei mit ihr und Dir.
Du zitterst, Don Juan.

Don Juan.

Ich zittre nicht!
Ich lud Dich ein; es freut mich, Dich zu sehn.

Standbild.

Reich mir die Hand.

Don Juan.

Hier ist sie . . . O, wie schwer
Ist Deiner Steinhand Druck! Laß mich, laß los!
Ich sterbe — Alles aus — o Donna Anna!

(Sie versinken.)

Mozart und Salieri.

Fragment.

Erste Scene.

(Ein Zimmer.)

Salieri.

Es giebt kein Recht auf Erden, sagen Alle.
Doch Recht ist auch — im Himmel nicht. Für mich
Ist dies so klar wie eine simple Gamme.
Mit Liebe zu der Kunst ward ich geboren;
Schon als ich noch ein Kind war, wenn von oben
Die Orgel klang in uns'rer alten Kirche,
Lauscht' ich und gab mich ganz den Tönen hin,
Und unwillkürlich süße Thränen flossen.
Schon früh verwarf ich nicht'gen Zeitvertreib;
Die Wissenschaften, der Musik fremd, waren
Mir gleichgültig; und stolz und eigensinnig
Verspottete ich sie und lebte nur
Für die Musik. Schwer ist der erste Schritt,
Und öd' der erste Weg. Ich überwand
Die frühen Schwierigkeiten, und das Handwerk
Macht' ich zum Fußgestelle für die Kunst.
Ich ward Handwerker: meinen Fingern gab ich
Folgsame, trockene Geläufigkeit;
Dem Ohre Sicherheit. Die Töne tödtend,
Hab' ich Musik zerlegt wie einen Leichnam,
Die Harmonie durch Algebra geregelt.

Dann erst wagt' ich, in der erprobten Kunst
Dem Reiz des Traums, des schaffenden, zu leben.
Und ich schuf selbst, doch insgeheim, im Stillen;
An Ruhm zu denken durft' ich noch nicht wagen.
Oft brachte ich in stiller Zelle zwei —
Drei Nächte zu, vergessend Trank und Speise.
Erquickt durch Wonne, Thränen der Begeist'rung,
Verbrannt' ich meine Arbeit, und sah kalt
Wie mein Gedanke, Töne meiner Schöpfung
In Flammen schnell, in leichten Dampf hinschwanden.
Was sag' ich? Als der große Gluck erschien
Und uns neue Geheimnisse erschloß,
(Tiefe, bezaubernde Geheimnisse) —
Warf ich nicht Alles fort, was ich schon wußte,
Was ich so liebte, und so glühend glaubte,
Und folgt' ich nicht begierig seiner Spur,
Unmurrend, wie ein Mensch, der sich verirrte
Und den ein ihm Begegnender zurechtweist?
Durch starke, emsige Beständigkeit
Erklomm ich in der unbegrenzten Kunst
Am Ende eine hohe Stufe. Ruhm
Fing mir zu lächeln an, und in den Herzen
Der Menschen fand, was ich geschaffen, Anklang.
Nun war ich glücklich: ich genoß in Frieden
Mein Werk, mein Streben, meinen Ruhm; so auch
Das Wirken und das Streben meiner Freunde,
Der Mitgenossen in der hohen Kunst.

Nein! niemals hab' ich Mißgunst, Neid gehegt,
O, niemals! — auch selbst da nicht, als Piccini
Paris, das wilde, zu entzücken wußte.
Auch damals nicht, als ich zum Erstenmal
Die ersten Töne Iphigeniens hörte.
Ja wer kann sagen, daß Salieri je,
Der stolze, ein verachtungswürd'ger Neider,
'ne Schlange war, zertreten von den Menschen,
Die lebend kraftlos noch in Staub und Sand biß?
Niemand! ..... Doch jetzt — ich will es selbst gestehn,
Jetzt bin ich Neider. Ich beneide tief,
Qualvoll beneid' ich und mißgönn' ich. — Himmel!
Wo ist Gerechtigkeit, wenn eine heil'ge Gabe,
Wenn ein unsterbliches Genie nicht zur Belohnung
Für heiße Liebe, Selbstaufopferung,
Für Arbeit, Eifer und Gebet uns wird?
Und nur im Kopfe eines Thoren leuchtet,
In einem Müßiggänger wohnt? ... O Mozart, Mozart!

(Mozart tritt ein.)

Mozart.

Aha! Du hast mich schon bemerkt! ich wollte
Dir einen unverhofften Scherz bereiten.

Salieri.

Du hier! — Seit wann?

Mozart.

Seit einem Augenblicke.
Ich kam, Dir etwas mitzutheilen; aber

Vorbei vor einem Wirthshaus gehend, plötzlich
Hör ich dort Geigenspiel ... Nein, Freund Salieri!
Was Lächerlich'res hab' ich all mein Leben nicht
Gehört ..... im Wirthshaus war ein blinder Geiger,
Der voi che sapete spielte; göttlich!
Ich hielt's nicht aus, ich nahm den Geiger mit,
Daß er auch Dich durch seine Kunst ergötze.
Komm Alter!

(Der blinde Greis tritt herein mit seiner Geige.)

Spiel aus Mozart etwas vor!

(Der Alte spielt eine Arie aus Don Juan; Mozart fängt laut an zu lachen.)

Salieri.

Und Du kannst lachen, Mozart?

Mozart.

Ach, Salieri!
Wie ist es möglich, daß nicht Du auch lachst?

Salieri.

Ich kann nicht lachen, wenn ein schlechter Maler
Mir eines Raphael Madonna pinselt,
Ich kann nicht lachen, wenn ein nied'rer Gaukler
Durch Parodie Alighieri entehrt.
Geh' Alter.

Mozart.

Warte: nimm dies Geld, es auf
Mein Wohlsein zu vertrinken.

(Der Alte geht fort.)

Du Salieri
Bist heute schlecht gelaunt. Ich komme wohl
Ein and'res Mal.

Salieri.

Was hast Du mir gebracht?

Mozart.

Nichts — eine Kleinigkeit, letzthin zur Nacht,
Als mich der Schlaf auf meinem Lager floh,
Zwei, drei Gedanken stiegen in mir auf.
Ich schrieb sie heute hin, und wollte gern
Dein Urtheil drüber hören; aber jetzt
Hast Du nicht Zeit für mich.

Salieri.

O Mozart, Mozart!
Wann habe ich nicht Zeit für Dich? Sitz nieder,
Ich höre.

Mozart (am Piano).

Denke Dir — Du sähest Jemand, —
Mich, wenn Du willst — nur etwas jünger — vor Dir;
Verliebt — nicht stark, doch aber so ein Wenig —
In eine Schöne, oder einen Freund.
Ich freue mich — da seh' ich ein Gespenst,
Ein plötzlich Dunkel, oder so etwas .....
Nun höre zu. (Er spielt.)

Salieri.

Du kamst damit zu mir,
Und konnt'st bei einem Wirthshaus Dich verweilen

Und einen blinden Geiger hören! — Himmel!
Nein, Mozart, Du bist Deiner selbst nicht werth!

Mozart.

Nun Freund! gefällt es Dir?

Salieri.

Welch eine Tiefe!
Welch kühnes Wagen, welche Harmonie!
Du, Mozart, bist ein Gott und weißt es selbst nicht;
Ich weiß es, ich.

Mozart.

O, wirklich? nun vielleicht ....
Doch meiner Gottheit fängt es an zu hungern.

Salieri.

Laß uns zusammen speisen, wenn Du willst,
Dort im Wirthshaus zum gold'nen Löwen.

Mozart.

Gut,
Mit Freuden. Aber laß mich erst nach Haus gehn,
Um meiner Frau zu sagen, mich zu Tisch
Nicht zu erwarten. (Geht fort.)

Salieri.

Komm nur bald, ich warte.
Nein, länger kann ich meinem Schicksal mich
Nicht widersetzen; ich bin auserwählt,
Ihn aufzuhalten — sonst sind wir verloren,
Wir Alle, Priester, Diener der Musik,
Nicht ich allein mit meinem stummen Ruhme.

Was frommt es uns, wenn Mozart leben bleibt,
Um sich auf neue Höhen noch zu schwingen?
Wird er die Kunst damit erheben? Nein;
Sie wird auf's Neue sinken, wenn er geht.
Er hinterläßt uns Keinen, der ihm gleiche.
Was kann er ferner nützen? Wie ein Cherub
Bracht' er uns Lieder aus dem Paradiese,
Um, ungeschwingte Sehnsucht in uns weckend,
Des Staubes Kindern wieder zu entfliehn!
Nun, so entfliehe denn! Je eh'r, je besser.
Hier hab' ich Gift, Isorens letzte Gabe.
Seit achtzehn Jahren schon trag' ich es mit mir —
Und seit der Zeit schien mir das Leben oft
Wie eine ek'le Wunde, und oft saß
Sorglos ein Feind mit mir an einem Tische;
Doch nie gab ich dem Flüstern der Versuchung
Gehör: obschon ich sonst nicht feige bin,
Obgleich ich tief Beleidigungen fühle,
Das Leben hasse, immer habe ich
Gezögert, wenn mich Durst nach Tod gequält;
Wozu der Tod? dacht' ich, es kann das Leben
Noch unerwartet neue Gaben bringen,
Vielleicht wird mir Entzücken plötzlich kommen,
Und eine Nacht des Schaffens, der Begeistrung,
Vielleicht wird noch ein neuer Haydn Großes
Erschaffen, mich ergötzen, wenn ich einst
Mit einem mir verhaßten Gaste schmause;

Vielleicht, dacht' ich, kommt noch ein bös'rer Feind,
Und eine schlimmere Beleid'gung wird
Aus stolzer Höhe auf mich niederstürzen —
Dann bleibst du nicht umsonst, Geschenk Isorens.
Ich hatte Recht! und endlich hab' ich nun
Den Feind gefunden, und ein neuer Haydn
Hat mich begeisternd wunderbar entzückt!
Jetzt — ist es Zeit! Kostbare Liebesgabe
Geh' heute in der Freundschaft Becher über.

Zweite Scene.

(Ein Zimmer im Wirthshause; ein Klavier.)

Mozart und Salieri (an der Tafel).

Salieri.

Wie mürrisch siehst Du heute aus?

Mozart.

Ich? Nein!

Salieri.

Gewiß, Du bist verstimmt durch etwas, Mozart?
Der Wein ist herrlich, gut das Essen,
Und Du siehst mürrisch aus und schweigst.

Mozart.

Ja freilich,
Mein Requiem läßt mir nicht Ruh!

Salieri.

Aha!

Du komponirst ein Requiem? Seit wann?

Mozart.

Drei Wochen wohl. Ein sonderbarer Zufall . . . . .
Hab' ich Dir's nicht erzählt?

Salieri.

Nein.

Mozart.

Höre denn:

Drei Wochen sind's, da kam ich spät nach Haus.
Man sagte mir, daß Jemand da gewesen,
Mich aufzusuchen. Warum — wußt' ich nicht.
Die ganze Nacht dacht' ich: wer mag das sein?
Was mag er wollen? D'rauf am and'ren Tage
Kam er auf's Neu' und fand mich wieder nicht.
Den dritten Tag spielt' ich mit meinem Kleinen
Umher im Zimmer. Plötzlich ruft man mich;
Ich ging hinaus. Ein Mann in Schwarz gekleidet
Grüßt höflich mich, bestellt ein Requiem
Und geht davon. Ich setzte mich gleich nieder
Und fing die Arbeit an — doch seit der Zeit
Hab' ich den schwarzen Mann nicht mehr gesehn,
Und ich bin froh: denn ungern trennt' ich mich
Von meiner Arbeit, obgleich fertig schon
Das Requiem. Jedoch, indessen . . .

Salieri.

Was?

Mozart.

Ich schäme mich, es zu gestehen . . .

Salieri.

Was denn?

Mozart.

Bei Tage und bei Nacht hab' ich nicht Ruh'
Vor meinem schwarzen Manne, überall
Folgt er mir wie ein Schatten, sieh, und jetzt
Scheint mir's, als säße er der Dritte hier
Mit uns.

Salieri.

Schweig' doch! welch kind'sche Furcht!
Verscheuch dies leere Grübeln. Beaumarchais
Pflegt' oft zu mir zu sagen: Freund Salieri,
Wenn trübes Sinnen Deinen Geist umwölkt,
Laß von Champagnerwein Dich neu erquicken,
Und lies die Hochzeit des Figaro durch.

Mozart.

Ach ja! Beaumarchais war mit Dir befreundet,
Du hast für ihn Tarara komponirt,
Ein herrlich Ding. Es giebt d'rin ein Motiv . . .
Oft wiederhol' ich's, wenn ich glücklich bin . . .
Lala, lala . . . . Ach, ist es wahr, Salieri,
Daß Beaumarchais, ich weiß nicht wen, vergiftet?

Salieri.

Ich glaub' es nicht: er war zu leicht dazu.

Mozart.

Und dann ist Beaumarchais auch ein Genie,
Wie Du und ich und Genius und Bosheit
Sind Dinge unvereinbar, meinst Du nicht?

Salieri.

Du glaubst? (Schüttet Gift in Mozart's Glas.)
Nun trinke.

Mozart.

Auf Dein Wohlsein, Freund!
Ich trinke dies zu ewig festem Bunde,
Den Mozart und Salieri innig schließen,
Der Harmonie geliebte Söhne. (Trinkt.)

Salieri.

Warte,
Halt ein! . . . hast ausgetrunken! . . . ohne mich?

Mozart (die Serviette auf den Tisch werfend).

Ich hab' genug gegessen. (Geht zum Piano.)
Nun, Salieri,
Mein Requiem. (Spielt.)
Du weinst?

Salieri.

O diese Thränen
Wein' ich zum Erstenmal. Sie schmerzen und entzücken,
Als hätt' ich eine schwere Pflicht vollbracht.
Als ob ein heilend Messer mir geschnitten

Ein leidend Glied. Freund Mozart, diese Thränen,
Merk' nicht darauf. Fahr' fort, beeile Dich
Die Seele mir mit Tönen anzufüllen.

Mozart.

Wenn Alle doch die Macht der Harmonie
So fühlten! Aber nein: dann könnte nicht
Die Welt bestehen: — Niemand würde sich
Mehr um des Lebens niedre Nothdurft kümmern,
Und Jeder sich den schönen Künsten widmen.
Der Glücklichen sind Wenige erwählt,
Verachtend den verächtlichen Gewinn,
Und am Altar des einzig Schönen opfernd,
Meinst Du nicht auch? Doch ich bin unwohl heute,
'S ist mir so schwer; ich werde schlafen gehn.
Adieu!

Salieri.

Auf Wiedersehen!

(Allein.)

Du wirst schlafen
Auf lange, Mozart! .... Hat er wirklich Recht,
Und bin ich kein Genie? Genie und Bosheit
Sind Dinge unvereinbar. 'S ist nicht wahr!
Und Buonarotti? Oder ist's ein Märchen
Der thörichtkalten Menge — und war nicht
Des Vatican erhab'ner Schöpfer Mörder?

Die Stromnixe.

Ufer des Dnjepr. Eine Mühle.

Der Müller und seine Tochter.

Müller.

Ja, ja, so ist es! Ihr seid Alle dumm,
Ihr jungen Mädchen. Wenn ein Mann von Stand
Das Auge auf Euch wirft, so müßt Ihr ihn
Auch dauernd an Euch fesseln — und wodurch?
Durch Klugheit und ein würdiges Benehmen.
Bald müßt Ihr ihn durch Strenge locken, bald
Durch Zärtlichkeit, und klug zuweilen auch
Ein Wort von Heirath sprechen, doch vor Allem
Müßt Ihr die jungfräuliche Ehre wahren —
Den unschätzbaren Schatz, der — wie ein Wort —
Einmal dahin, nicht wieder zu erlangen.
Und wenn auf Heirath gar nicht mehr zu hoffen,
So kann man wenigstens doch immer noch
Für sich, auch für die Eltern, Vortheil ziehn
Aus solchem Bund; klug muß man da bedenken:
„Nicht ewig wird mir seine Liebe währen
Und seine Zärtlichkeit.“ Doch nein! Wann dächtet
Ihr auch an eine gute That? Unglaublich!
Gleich seid Ihr wie vernarrt, erfüllt umsonst
In Freuden die Gelüste des Geliebten,

Hängt zärtlich Tage lang an seinem Halse,
Und plötzlich — ist der liebe Freund verschwunden,
Spurlos verschwunden; und mit leeren Händen
Bleibt Ihr zurück . . . Ach, Ihr seid Alle dumm!
Hab' ich Dir nicht schon hundert Mal gesagt:
He, Töchterchen, paſſ' auf, sei keine Närrin,
Verscherze nicht das Glück durch solche Thorheit,
Laß Dir den Fürsten nicht entgehn, verderbe
Dich nicht umsonst. Was hast Du nun davon?
Jetzt kannst Du sitzen, ewig um ihn weinen,
Der niemals wieder kommt!

Tochter.

Warum glaubst Du,
Daß treulos mein Geliebter mich verlassen?

Müller.

Du frägst, warum? Wie häufig kam er früher
In jeder Woche zu uns in die Mühle?
Kam er nicht jeden Tag, den unser Herrgott
Nur scheinen ließ? Nicht oft gar zweimal täglich?
Dann immer selt'ner, selt'ner stellte er
Sich bei uns ein, — heut' ist der zehnte Tag schon,
Daß wir ihn nicht gesehn. Was sagst Du nun?

Tochter.

Er ist beschäftigt, ach! ihn drückt gar viel!
Er ist kein Müller, daß für ihn das Wasser
Die Arbeit thut! Oft hat er mir versichert,
Daß Niemand sich so plagen muß wie er.

Müller.

Glaub's nur! Wann brauchen Fürsten sich zu plagen?
Was haben sie zu thun, als Füchs' und Hasen
Zu hetzen, Gastgelage anzustellen,
Und arme Närrchen, wie Dich, zu verführen?
Dein Fürst muß selbst sich abmüh'n — o, wie schade!
Mir nimmt das Wasser alle Mühe ab!
Und doch hab' ich bei Tag und Nacht nicht Ruhe.
Wohin ich sehe, giebt's was auszubessern;
Bald hier, bald dort; jetzt fault am Rad ein Speicher,
Jetzt wird die Rinne leck. — Ja, wärst Du nur
So klug gewesen, mir vom Fürsten Geld
Zu einem Umbau zu verschaffen . . .

Tochter.

Ach!

Müller.

Was hat das zu bedeuten?

Tochter.

Horch! Ich höre
Den Hufschlag seines Pferdes . . . Ja, er ist es!

Müller.

Sieh, was sich thun läßt, Kind, beachte wohl
Was ich gesagt, vergiß nicht meines Rathes . . .

Tochter.

Da kommt er schon!

(Der Fürst tritt auf. Ein Stallmeister führt sein Pferd weg.)

Fürst.

Gott grüß' Dich, meine Liebe!
Wie geht's Euch, Müller?

Müller.

Gnäd'ger Fürst, ich wünsche
Euch alles Gute. Schon so lange haben
Wir Eure hellen Augen nicht gesehn.
Ich geh', Euch einen Imbiß zu bereiten. (Geht ab.)

Tochter.

Endlich einmal erinnerst Du Dich meiner!
Fühlst Du nicht Scham, daß Du so lange mich
Der Qual fruchtlosen Wartens überließest?
Wie habe ich gezittert und gelitten
In steter Angst um Dich! Bald glaubte ich,
Daß Du in einen Abgrund oder Sumpf
Gestürzt mit Deinem Pferde; daß im Dickicht
Ein Bär Dich überfallen; daß Du krank seist;
Daß Du mich nicht mehr liebst ... Doch, Gott sei Dank,
Lebendig und gesund stehst Du vor mir,
Und liebst mich noch wie früher — ist's nicht so?

Fürst.

So ist's, mein Engel; nein, ich liebe Dich
Mehr noch als früher!

Müllerstochter.

Doch warum siehst Du
So traurig aus? Was hast Du?

Fürst.

Wie? ich traurig?
Das scheint Dir nur, mein Kind. Nein, ich bin froh,
Bin immer froh, wenn ich Dich vor mir sehe.

Müllerstochter.

Nein, wenn Du froh bist, eilst Du auf mich zu.
Schon aus der Ferne, rufst: wo ist mein Täubchen?
Wie geht es ihr? Und dann bedeckst Du mich
Mit Küssen, frägst mich, ob ich Dir noch gut bin
Und ob ich lange schon auf Dich gewartet.
Doch heute — hörst Du mich stillschweigend an,
Umarmst mich nicht, küssest mir nicht die Augen.
Gewiß, es quält Dich etwas. Willst Du mir's
Nicht anvertrauen? Oder zürnst Du mir?

Fürst.

Ich will Dich nicht mehr täuschen. Du hast Recht,
Es liegt ein schwerer Gram in meinem Herzen,
Den Du mit aller Zärtlichkeit der Liebe
Nicht von mir nehmen, nicht erleichtern kannst,
Den Du selbst nicht vermagst mit mir zu theilen.

Müllerstochter.

Es thut mir weh, wenn ich Dein Wehe nicht
Darf tragen helfen. Sag' mir, was Dich drückt.
Erlaubst Du's, werd' ich weinen — willst Du's nicht,
Werd' ich durch keine Thräne Dich betrüben.

Fürst.

Wozu noch zögern? Besser jetzt als später!

Mein süßes Herz, Du weißt, es giebt auf Erden
Kein dauernd Glück. Nicht fürstliche Geburt,
Nicht Reichthum, Schönheit, Stärke — Nichts vermag
Uns vor des Unglücks Schlägen zu behüten.
Und wir, mein Täubchen, waren doch so glücklich!
Nicht wahr? Ich wenigstens war überglücklich
Durch Dich, durch Deine Liebe — und wie auch
Hinfort mein Schicksal sein wird, wo ich mich
Befinden möge, immer werde ich,
Mein Täubchen, Dein gedenken, Nichts wird je
In meinem Herzen Dich ersetzen können.

Müllerstochter.

Wie? Noch versteh' ich Deine Worte nicht,
Doch überläuft mich's kalt. Das Schicksal droht uns,
Ein unbekanntes Unglück uns bereitend —
Was ist es nur? Trennung?

Fürst.

Du hast's errathen,
Das Schicksal will, daß wir uns trennen sollen.

Müllerstochter.

Wer wird uns trennen? Kann ich Dir nicht folgen,
Wohin Du gehst? Ich werde mich verkleiden
Als Knabe, Dir ein treuer Diener sein,
Dich überall begleiten, auf der Reise
Wie in den Krieg — ich fürchte nicht den Krieg,
Wenn ich nur bei Dir bin. Nein, nein, ich glaube

Nicht was Du sagst, Du willst mich nur erforschen,
Vielleicht auch Deinen Scherz blos mit mir treiben . . .

Fürst.

Nein, Kind, zum Scherzen bin ich heute nicht
Gelaunt, — Dich zu erforschen brauch' ich nicht;
Ich rüste mich zu keiner fernen Reise,
Noch auch zum Kriege; still zu Hause bleib' ich,
Und doch auf immer muß ich von Dir scheiden.

Müllerstochter.

Halt, jetzt versteh' ich Alles: Du willst Dich
Vermählen? (Der Fürst schweigt.) Willst Du nicht?

Fürst.

Was bleibt zu thun?
Erwäge selbst. Die Fürsten sind so unfrei
Wie Mädchen. Nicht von ihrem eignen Herzen,
Von Andrer Vortheil und Berechnung hängt
Die Wahl ab der Gefährtin ihres Lebens.
Gott und die Zeit wird Deinen Kummer lindern!
Vergiß mich nicht, und trage dieses Stirnband
Mir zum Gedächtniß; komm, ich werde selber
Dein Köpfchen damit schmücken. Noch hab' ich
Hier eine Perlenschnur für Dich — da nimm sie.
Und Deinem Vater hab' ich dies versprochen,
Gieb's ihm.

(Er giebt ihr einen Beutel mit Gold.)
Leb' wohl!

Müllerstochter.

Wart', wart'! Ich muß Dir sagen —
Es fällt mir nicht mehr ein . . .

Fürst.

Besinne Dich.

Müllerstochter.

Dir opfr' ich Alles . . . Nein, das war's nicht . . . Wart' . . .
Unmöglich kannst Du mich auf immer ganz
Verlassen . . . nein, was Andres wollt' ich sagen . . .
Ja so — heut fühlte ich zum ersten Male
Mir unterm Herzen sich Dein Kind bewegen.

Fürst.

Unglückliche! Was ist zu thun? O, wahre
Dich für Dein Kind; erheitre Deinen Blick;
Ich werde Dich nicht, noch Dein Kind verlassen.
Von Zeit zu Zeit komm' ich auch später wohl
Euch zu besuchen. Tröste Dich, mein Herz,
Komm, laß mich Dich zum letzten Mal umarmen.

(Fortgehend.)

Gottlob! es ist vorbei, mein Herz ist leichter.
Ich war auf einen Sturm gefaßt, doch Alles
Ging ziemlich ruhig ab.

(Er geht fort. Sie bleibt unbeweglich zurück.)

Müller (tritt auf).

Beliebt's Euch nicht
Zum Imbiß auf ein Kurzes einzutreten

In meine Mühle? . . . Doch, wo ist er nur?
Sag', Kind, wo blieb der Fürst? . . . Ach, welche Pracht!
Das schöne Stirnband! Welche theuern Steine!
Das glänzt wie Tageslicht! Und diese Perlen! . . .
Ich muß gestehn, ein königlich Geschenk!
Das nenn' ich eine Wohlthat! Was ist das?
Ein Beutel! Gar mit Geld gefüllt? Doch Kind,
Was stehst Du da und sprichst kein Sterbenswörtchen?
Hast Du die Starrsucht? Oder hat die Freude
Der Ueberraschung Dir den Kopf verdreht?

Tochter.

Ich glaub's nicht; nein, es kann nicht sein! Ich liebte
So glühend ihn. — Ist er ein wildes Thier?
Sein Herz versteinert?

Müller.

Von wem redest Du?

Tochter.

Sag, Vater, nur: wie konnt' ich ihn erzürnen?
Ist meine Schönheit denn in einer Woche
Verblichen? Oder hat man ihn vergiftet?

Müller.

Was hast Du, Kind?

Tochter.

Ach, Vater, er ist fort!
Sieh nur, dort jagt er hin! und ich Unsel'ge
In meiner trägen Thorheit ließ ihn fliehn,

Ich klammerte mich nicht an sein Gewand,
Ich hing mich nicht an seines Rosses Zügel!
O, hätt' ich's doch gethan, und hätt' er mir
Im Zorn vom Nacken meinen Arm gehau'n
Und seines Rosses Hufschlag mich zertreten!

Müller.

Was ist mit ihr?

Tochter.

Siehst Du — die Fürsten sind
Unfrei wie junge Mädchen, und sie dürfen
Die Gattin nicht nach Herzensneigung wählen.
Doch dürfen sie nach Herzensneigung heucheln,
Verführen, schwören, weinen und uns sagen:
„In meinen prächt'gen Terem *) führ' ich Dich
Als Herrin heim, im Prunkgemache dort
Sollst Du gekleidet gehn in Sammt und Seide.“
Sie dürfen arme Mädchen lehren, heimlich
Um Mitternacht vom Lager aufzustehn
Auf ein gegebnes Zeichen, und zu sitzen
Hinter der Mühle bis zum Morgenroth,
Sich an dem Fürstenherzen zu erlaben,
Die fürstlichen Gelüste abzukühlen,
Und dann zu hören: Nun leb' wohl, mein Täubchen;
Geh nun, wohin Du willst; lieb', wen Du magst! . . .

*) Térem hieß bei den alten Russen der von den Frauen bewohnte Theil des Hauses. Hier bedeutet es Lustschloß.

Müller.

Das also ist es! ...

Tochter.

Doch, wer sie nur sein mag,
Die junge Braut, um die er mich verlassen?
Geduld! Ich werd' es schon erfahren, werde
Bis zu ihr dringen, der verhaßten Feindin,
Ihr sagen: laß uns! zwei Wölfinnen hausen
In einer Höhle nicht beisammen ...

Müller.

Närrin!
Wenn sich der Fürst vermählen will, wer kann ihn
Daran verhindern? Wußtest Du das nicht?
Sagt ich Dir nicht so oft schon ...

Tochter.

Und er konnte
Ganz wie in Ehren von mir Abschied nehmen
Und mir Geschenke machen ... O, mein Himmel!
Mit Geld glaubt' er sich von mir loszukaufen!
Die Zunge wollt' er mir vergolden, daß
Kein Wörtchen ihr entschlüpfe, das gefährlich
In's Ohr der jungen Gattin schallen könnte! ..
Doch ich vergaß ganz: dieses Geld ließ er
Für Dich zurück, weil Du so freundlich stets
Dich gegen ihn gezeigt, und Deine Tochter
So wenig streng bewachtest, ihr erlaubtest

Mit ihm umherzustreifen . . . Recht zum Segen wird
Dir meine Schande werden!

(Sie giebt ihm den Beutel.)

Müller (in Thränen).

O mein Gott!
Was muß ich hören! Wozu leb' ich noch?
Grausames Kind, verdient Dein alter Vater
Von Dir solch harten Vorwurf? Sieh, Du bist
Mein einzig Kind, mein einz'ger Trost im Alter,
Wie sollt' ich gegen Dich nicht Nachsicht üben?
Der Himmel hat mich schwer bestraft, daß ich
Nicht besser meine Vaterpflicht erfüllte.

Tochter.

Das Blut erstarrt mir! Eine kalte Schlange
Schmiegt sich um meinen Hals, will mich ersticken . . .
Mit Schlangen, nicht mit Perlen hat er mir
Den Hals umschlungen.

(Sie zerreißt die Perlenschnur . . . Wied'er zu sich kommend.)

So möcht' ich auch Dich
Zerreißen, falsche, gleißnerische Schlange,
Die mich getrennt von ihm!

Müller.

Du redest irr',
Unglücklich Mädchen!

Tochter (den Haarschmuck abreißend).

Hier ist meine Krone,
Die Krone meiner Schmach! Mit ihr hat uns

Der böse Feind gekrönt, als ich von Allem
Getrennt ward, was mir früher theuer war!
Wir sind getrennt auf ewig. Fort mit dir!
(Sie wirft den Haarschmuck in den Dnjepr.)
So, nun ist Alles aus!
(Sie stürzt sich in den Strom.)

Müller (niederstürzend).
O Wehe, Wehe!

Terem des Fürsten.

(Hochzeit. Die Neuvermählten sitzen bei Tische. Gäste. Chor der Mädchen.)

Freiwerber.

In Freuden geht das Hochzeitsfest zu Ende.
Nun Heil Dir, Fürst, und Heil Dir, junge Fürstin!
Gott lasse Euch in Lieb' und Eintracht leben
Und uns noch oft des Hauses Freuden theilen.
Warum sitzt Ihr so still, Ihr schönen Mädchen?
Warum seid Ihr verstummt, Ihr weißen Schwänchen?
Sind Eure Lieder alle schon zu Ende?
Sind Eure Kehlchen schon vom Singen trocken?

Chor der Mädchen.

Ehestifter, Ehestifter,
O Du närr'scher Ehestifter!
Nach der Braut sind wir gegangen,
Konnten nicht zu ihr gelangen;
In ein Gärtchen kamen wir,
Ein Bierfäßchen nahmen wir,
Und begossen mit dem Biere
Allen Kohl rings im Reviere;
Grüßten alle Zäune dorten
Und befragten alle Pforten
Welchen Weg die Braut gegangen,
Wie wir schnell zu ihr gelangen.
Ehestifter, ach, Du räthst doch nie:
Deinen Beutel aus der Tasche zieh',
In dem Beutel klingt viel blankes Geld,
Das den jungen Mädchen sehr gefällt.

Freiwerber.

Ihr Spötterinnen, welch ein Lied ist das!
Da, nehmt nur hin und macht mir keinen Vorwurf.
(Giebt ihnen Geld.)

Eine Stimme.

Wohl zwischen Steinen, über gold'nen Sand
Floß ein tiefer, rauschender Strom hin;
In dem rauschenden Strom schwimmen zwei Fischlein,
Zwei Fischlein, ein junges Karpfenpaar.

Hast Du nicht gehört, Fischlein-Brüderchen,
Wie am Abend ein schönes Mägdlein ertrank,
Ihren treulosen Liebsten verfluchend?

Freiwerber.

Ihr schönen Mädchen, welch ein Lied ist das?
Das paßt doch, scheint mir, nicht zum Hochzeitsfeste.
Sagt, welche von Euch sang das Lied?

Die Mädchen (durcheinander).

Ich nicht!
Ich auch nicht! Nein — wir Alle nicht!

Freiwerber.

Nun, Eine muß es doch gewesen sein!
(Geflüster und Angstbewegung unter den jungen Mädchen.)

Fürst.

Ich weiß wer es gesungen hat.
(Er steht auf vom Tische und flüstert dem Stallmeister in's Ohr:)
Die Tochter
Des Müllers muß hier sein; führ sie hinaus
Und forsche, wer gewagt sie einzulassen?
(Der Stallmeister nähert sich den jungen Mädchen.)

Fürst (für sich).

Gott steh' mir bei! Die kann durch ihre Nähe
Das Fest mir stören, daß ich selbst nicht weiß
Wo ich vor Schande mich verbergen soll.

Stallmeister.

Ich kann sie nirgends finden.

Fürst.

Doch sie muß

Hier sein. Such' nur, ich weiß, sie muß hier sein;
Sie war es, die das Lied sang.

Ein Gast.

Welcher Meth!

Wie der zu Kopfe steigt und in die Beine.
Nur schade, daß er gar zu bitter ist,
Ein bischen Zucker könnte ihm nicht schaden —

(Die Neuvermählten küssen sich. Ein schwacher Schrei erschallt.)

Fürst.

Sie ist's! Das war ihr eifersücht'ger Schrei.
Nun?

Stallmeister.

Nirgends ist sie aufzufinden.

Fürst.

Dummkopf!

Druschko *) (aufstehend).

Nun, wär's nicht Zeit, jetzt Braut und Bräutigam
Allein zu lassen, und nach altem Brauche
Das junge Paar mit Hopfen zu bestreuen?

(Alle stehen auf.)

*) Ein jüngerer Freund des Bräutigams, der bei der Hochzeitsfeier bestimmte Verrichtungen hat.

Freiwerberin.

Ja, es ist Zeit. Auf! reicht den Hochzeitshahn!

(Man reicht den Neuvermählten einen gebratenen Hahn, bestreut sie mit Hopfen und führt sie zum Schlafgemach.)

Nun, Fürstin, liebe Seele, weine nicht,
Und fürchte Nichts — sei dem Gemahl gehorsam!

(Die Neuvermählten gehen in's Schlafgemach. Alle entfernen sich, außer der Freiwerberin und dem Druschko.)

Druschko.

Wo ist der Humpen? Diese ganze Nacht
Muß ich durchwachen vor dem Brautgemache,
Da wird ein kräft'ger Schluck mir gut bekommen.

Freiwerberin (ihm einschenkend).

Da, trink' es auf Dein Wohlsein!

Druschko.

Danke schön!
Das war doch eine prächt'ge Hochzeit heute,
Und Alles lief gut ab. Nicht wahr?

Freiwerberin.

Gottlob,
Es lief gut ab, nur Eins gefiel mir nicht . . .

Druschko.

Was denn gefiel Dir nicht?

Freiwerberin.

Das eine Lied,
Das so wie böse Weissagung erscholl.
Es war kein Hochzeitslied, war, Gott weiß was!

Druschko.

Ja, diese Mädchen! Niemals können sie
Sich fügen wie sie sollen. Darf man auch
So ungestraft des Fürsten Ruhe stören!

Eine Bauerstube.

Die Fürstin und ihre Amme.

Fürstin.

Mir schien, ein Horn ertönte... Nein, er kommt nicht
Ach, Mütterchen! wie war er doch ganz anders
Als Bräutigam; stets ging er mir zur Seite,
Bei keinem Schritt ließ er mich aus den Augen.
Als Ehgemahl ist er wie umgewandelt.
Schon früh an jedem Morgen weckt er mich,
Befiehlt sein Pferd zu satteln, und dann jagt er
Den ganzen Tag hindurch, Gott weiß, wohin?
Und wenn er Abends heimkehrt, sagt er kaum
Ein freundlich Wort zu mir, und kaum berührt er
Liebkosend mit der Hand mein weißes Antlitz.

Amme.

Ach, Fürstin! so ein Mann ist wie ein Hahn:
Kikeriki! Da schlägt er mit den Flügeln
Und macht sich auf und fort, derweil die Frau
Allein sitzt, wie die Henne welche brütet.

So lang' er Bräutigam ist, hat er kaum
Ruh sich zu setzen vor verliebtem Eifer,
Er ißt nicht, trinkt nicht: sieht, kann sich nicht satt sehn.
Doch mit der Ehe kommen seine Sorgen.
Bald muß er seine Nachbarschaft besuchen,
Bald muß er auf die Jagd mit seinen Falken,
Bald gilt es einen Kriegszug mitzumachen —
Was es auch sei: zu Haus kann er nicht bleiben.

Fürstin.

Sollt' er nicht heimlich eine Liebschaft haben?

Amme.

Was denkst Du nur, versündige Dich nicht!
Um welche Andre könnt' er Dich verlassen?
In Allem thust Du's Allen weit zuvor:
In Schönheit, Geist, in Sitte und Verstand.
Wo fänd' er einen Schatz, der Dir vergleichbar?

Fürstin.

O, wenn der Himmel mein Gebet erhörte
Und mich mit Kindern segnete, so dürft' ich
Wohl hoffen dauernd ihn auf's Neu' zu fesseln ...
Doch sieh, der Hof ist voll von Jägern. Sicher
Ist mein Gemahl zurück. Ich seh' ihn nicht!
Seltsam!

(Jäger treten ein.)

Wo ist der Fürst?

Ein Jäger.

Der Fürst befahl
Dem Zuge heimzukehren . . .

Fürstin.

Ohne ihn?
Wo weilt er denn?

Jäger.

Er blieb allein zurück
In einem Walde hart am Dnjeprufer.

Fürstin.

Wie? und Ihr wagtet, ihn allein zu lassen?
O, wie besorgt Ihr seid um Euren Herrn!
Eilt gleich zurück zu ihm, fort auf der Stelle!
Eilt, sucht ihn auf, sagt ihm, daß ich Euch sende.

(Jäger ab.)

O Gott! allein im Wald, in finstrer Nacht,
Wo wilde Thiere, böse Menschen lauern,
Waldgeister — und wie leicht geschieht ein Unglück!
Schnell, zünde Licht an vor den Heil'genbildern;
Wir wollen beten für ihn —

Amme.

Gleich, mein Engel.

Dnjepr. Nacht.

Nixen.

Wir steigen empor
Zu nächtlicher Stunde,
In lustigem Chor
Aus Stromesgrunde.
Wir wiegen uns auf der schimmernden Welle
Und wärmen uns an des Mondlichts Helle.
Wonnig ist es hier zu weilen
In der Nacht —
Spiel und Rundgesang zu theilen
In der Nacht!
Weithin durch die Luft erschallen
Unsre Lieder;
Unsre grünen Haare wallen
Lang hernieder,
Fessellos in reicher Pracht,
Und sie trocknen in der Nacht.

Erste Nixe.

Im Gebüsche regt es sich, —
Hüpfen dort die Vögelein?

Zweite.

Auf uns zu bewegt es sich,
Fort! es scheint ein Mensch zu sein.

(Sie verbergen sich.)

Fürst.

Es zieht mich mit geheimnißvoller Macht
Gewaltsam hin zu diesem düstern Ufer.
O glückverlass'nen, trauervollen Orte,
Ich kenn' euch noch! Dort unten steht die Mühle . . .
Doch ganz verfallen jetzt; das frohe Rauschen
Der hohen, breiten Räder schallt nicht mehr,
Der Mühlstein ruht. Es scheint, der Greis ist todt;
Er weinte lang' um sein verlor'nes Kind!
Dort lief der Fußpfad hin — jetzt ganz verwachsen . . .
Wie lang' betrat ihn keines Menschen Fuß!
Dort lag das Gärtchen mit dem Zaun — was seh' ich!
In einen Buschwald ist es umgewandelt.
Und hier die traute Eiche, wo sie mich
Umarmte und das Köpfchen schweigend senkte . . .
Ist's möglich? . . .

(Er geht auf die Thüre der Mühle zu. Die Blätter fallen vom Eichbaum auf ihn hernieder.)

Was bedeutet das? Ein Regen
Von welken Blättern rauscht auf mich hernieder,
Die Blätter rollen sich, bedecken mich,
Und plötzlich steht der Eichbaum vor mir da
Ganz nackt und kahl, als wie verflucht vom Schicksal . . .

(Ein Greis, in Lumpen gehüllt, halb nackt, erscheint.)

Greis.

Willkommen hier, mein Schwiegersohn!

Fürst.

Wer bist Du?

Greis.

Der Rabe dieses Orts.

Fürst.

Gott! Ist es möglich?

Der Müller!

Greis.

Nein, ich bin kein Müller mehr!
Die Geister, die hier hausen, haben mir
Die Mühle abgekauft; das Geld bewahrt
Mir meine Tochter auf, die Wassernixe;
Es liegt im Sand des Dnjeprstroms verborgen,
Wo ein einäug'ger Fisch darüber wacht.

Fürst.

Unglücklicher! Der Wahnsinn schüttelt ihn;
Seine Gedanken sind zerstreut wie Wolken,
Wenn das Gewitter ausgetobt . . .

Greis.

Warum bist gestern Abend nicht gekommen
Zu uns? Wir haben lang auf Dich gewartet.

Fürst.

Wer hat auf mich gewartet?

Greis.

Nun, wer sonst
Als meine Tochter! Du weißt doch, ich sehe
Euch gerne durch die Finger, geb' Euch Freiheit

In Allem; wenn sie auch die ganze Nacht
Mit Dir verbringt, bis früh zum Hahnenschrei:
Kein Sterbenswörtchen sag' ich.

Fürst.

Armer Müller?

Greis.

Was für ein Müller! Sagt' ich Dir nicht schon,
Daß ich ein Rabe und kein Müller bin?
Welch wunderbar Geschick: als meine Tochter
(Weißt Du wohl noch?) sich in den Dnjepr stürzte,
Eilt' ich ihr nach — von jenem Felsen wollt' ich
Herunterspringen, plötzlich fühlte ich,
Daß mir zwei Flügel aus dem Rücken wuchsen
Und in der Luft mich hielten. Seit der Zeit
Flieg' ich bald hier-, bald dorthin; nage bald
Am Fleische einer todten Kuh, bald auch
Setz' ich mich auf ein Grab und krähe . . .

Fürst.

Armer!

Wer pflegt Dich denn?

Greis.

Ja, nöthig hab' ich schon,
Daß man mich pflege: ich bin alt und schlimm.
Doch, Gott sei Dank: ein Wassernixchen pflegt mich.

Fürst.

Wer?

Greis.

Meine Enkelin.

Fürst.

Es ist unmöglich
Ihn zu versteh'n! Hör', Alter, hier im Walde
Wirst Du vor Hunger sterben, oder wird
Ein wildes Thier Dich fressen. Willst Du nicht
Mir folgen in mein Schloß und bei mir leben?

Greis.

Dir folgen in Dein Schloß? Nein, nein, ich danke!
Du willst mich nur verlocken und erwürgen.
Hier leb' ich frei und sicher, und ich habe
Vollauf und satt. Ich will nicht in Dein Schloß.
(Geht ab.)

Fürst.

Und ich bin Schuld an alledem! Entsetzlich
Ist's, den Verstand verlieren! Lieber sterben!
Auf einen Todten sehn wir mit Verehrung
Und beten für ihn, denn der Tod macht uns
Einst Alle gleich. Doch wer im Wahnsinn lebt,
Hört auf, ein Mensch zu sein; umsonst ist ihm
Das Wort verliehn — er weiß nicht was er sagt;
Das wilde Thier nimmt ihn für seines Gleichen;
Den Menschen wird er zum Gespötte, Jeder
Treibt mit ihm was er will; Gott richtet ihn nicht . . .

Unsel'ger Greis! Sein Anblick hat in mir
Die Qualen schwerer Reue wachgerufen.

Ein Jäger.

Da ist er. Endlich haben wir ihn doch
Gefunden!

Fürst.

Warum seid Ihr hier?

Jäger.

Die Fürstin
Hat uns gesandt. Sie fürchtete für Euch.

Fürst.

Ihr Aengsteln ist mir unerträglich! Bin ich denn
Ein Kind, das noch nicht ohne Amme gehn kann?

(Sie gehen ab. Die Wassernixen erscheinen wieder auf der Fläche des Dnjepr.)

Eine Nixe.

Schwestern, kommt, durch öde Strecken
Den Enteilten nachzustreifen,
Ihre Rosse zu erschrecken
Durch Gezisch, Geklatsch und Pfeifen.
Schon verlosch des Mondes Helle,
Kühler wird des Stromes Welle —
Laßt uns eilen, es ist spät,
Fern hat schon der Hahn gekräht.

Zweite Nixe.

Weilt noch!

Dritte Nixe.

Folgt nicht ihrer Stimme,
Denn es brächt' uns schlechten Lohn,
Unsre Königin, die schlimme
Schwester, wartet lange schon.

(Sie verschwinden.)

Auf dem Grunde des Dnjeprs. Wohnung der Nixen.

(Die Nixen sitzen um ihre Königin und spinnen.)

Die älteste Nixe.

Laßt es des Spinnens nun genug sein, Schwestern.
Die Sonne ging zu Rüste, und der Mond
Glänzt über uns wie eine Feuersäule.
Schwimmt aufwärts zu des Stromes Oberfläche,
Doch sollt Ihr Niemand heute Leides thun, —
Sollt nicht die Wand'rer kitzeln und die Netze
Der Fischer nicht mit Schlamm und Kraut belasten,
Auch keine Kinder in das Wasser locken
Durch Eure Sagen.

(Eine kleine Nixe erscheint.)

Töchterchen, wo warst Du?

Tochter.

Ich war am Lande dort, beim Großpapa,
Der mich gebeten, ihm das Geld zu bringen,

Das er, ich weiß nicht wann, herabgeworfen;
Ich weiß auch nicht, was er damit gemeint,
Und suchte lange; endlich bracht' ich ihm
Vom Grund zwei Hände voll der schönsten Muscheln,
Und er war sehr erfreut.

Die alte Nixe.

Wahnsinn'ger Geizhals!
Hör', Kind, heut kannst Du mir behülflich sein.
Am Stromesufer wird ein Mann erscheinen,
Den Du erwarten mußt und ihn begrüßen;
Er ist uns nah verwandt — er ist Dein Vater.

Tochter.

Ist es derselbe, der Dich einst verlassen,
Um eine Andere zu frei'n?

Die alte Nixe.

Derselbe!
Tritt ihm mit aller Zärtlichkeit entgegen,
Erzähl' ihm Alles über Deine Herkunft,
Wie Du's von mir erfahren; ebenso
Erzähle ihm von mir. Und wenn er fragt,
Ob ich ihn wohl vergessen habe, — sag' ihm!
Daß ich noch immer liebend sein gedenke,
In Liebe ganz sein eigen bin. Verstehst Du?

Tochter.

O, ich verstehe schon!

Die alte Nixe.

So geh', mein Kind.

(Allein.)

Seit jenem Tag, da ich besinnungslos,
Ein Opfer der Verzweiflung und der Schande,
Mich in des Dnjepr's tiefe Fluthen stürzte
Und hier als kalte, mächt'ge Nixe lebe,
Sind heut zwölf volle Jahre hingeschwunden.
Jedweden Tag dacht' ich an meine Rache,
Und — irr' ich nicht — kommt heute die Erfüllung

Dnjepr-Ufer.

Fürst.

Es zieht mich mit geheimnißvoller Macht
Gewaltsam her zu diesem düstern Ufer —
Hier ruft mir Alles die Vergangenheit
Zurück, und meiner freien, schönen Jugend
So liebe, wenn auch traurige Geschichte.
Hier liebten wir in einer freien Liebe.
Ich war so glücklich, — und ich konnte mich
So leicht, so thöricht dieses Glücks begeben!
Gramvoll — entsetzliche Gedanken hat
Die gestrige Begegnung mir erneuert.

Unsel'ger Vater! Wie er schrecklich war!
Vielleicht begegn' ich ihm hier heute wieder,
Vielleicht gelingt es mir, ihn zu bewegen
Die Wildniß zu verlassen . . .

(Die kleine Nixe erscheint am Ufer.)

Was ist das?

Von wannen kommst Du, feeenhaftes Mädchen?

. . . .

Alexander Puschkin

und

seine Stellung in der russischen Literatur.

»In den letzten Regierungsjahren des Kaisers Alexander trat der große russische Dichter Puschkin auf, und von dem Augenblicke seines Auftretens an wurde er nothwendig, unentbehrlich in der Literatur seines Volks. Man hat die andern heimatlichen Dichter gelesen, man hat sie theilweise bewundert; — Puschkin's Werke aber sind in den Händen eines jeden gebildeten Russen, der sie liest und immer wieder liest. Puschkin's Poesie ist weder ein Versuch, noch ein Studium, noch eine Uebung: sie war sein Beruf, und wurde zur gereiften Kunst. Der gebildete Theil der russischen Nation fand in ihm zum ersten Male die Gabe des poetischen Wortes.«

Alexander Herzen.

I.

Biographische Notizen.

Was ich über Puschkin's Jugend und Lebensschicksale zu sagen weiß, ist nur eine Zusammenstellung desjenigen, was ich von Andern über ihn gelesen und gehört habe.

Persönlich habe ich den gefeierten Dichter nicht gekannt, den das Grab schon deckte, als ich den russischen Boden betrat; ich kann daher dem überkommenen biographischen Material nichts Neues von Belang, nichts auf eigene Beobachtung und Erfahrung Begründetes hinzufügen, und die hier folgende Skizze macht keinen andern Anspruch, als ein möglichst getreuer und vollständiger Auszug aller mir zugänglichen, glaubwürdigen Quellen zu sein.

* * *

Alexander Sergejewitsch Puschkin, geboren am 26. Mai 1799, war der Sprößling eines alten, weitverzweigten, in der Geschichte Rußlands vielgenannten

Geschlechts. Mütterlicher Seits stammte er von einem Mohren, Hannibāl mit Namen, ab, den Kaiser Peter der Große als Sklaven jung kaufte, und für den Staatsdienst ausbilden ließ, in welchem er es bis zum Range eines Generals brachte. Ein Puschkin, Urgroßvater des Dichters, heirathete die Tochter Hannibal's.

Unser Dichter erhielt seinen ersten Unterricht im väterlichen Hause, wo er gleichsam spielend Französisch und Italienisch lernte und überhaupt schon früh die glücklichsten Anlagen offenbarte. Dagegen wird von seinem Fleiß im Lyceum zu Zarskoje-Selo, welches er im Jahre 1811 bezog, nicht viel Rühmens gemacht. Doch zogen sein Geist und seine Gedichte schon damals die Aufmerksamkeit des berühmten Derſhāwin auf sich, so daß der greise Dichterfürst, bei Gelegenheit eines Examens im Lyceum, wo Puschkin ein eigenes Gedicht vortrug, begeistert seine Hände auf des jungen Schülers Haupt legte und ihn förmlich zum Poeten einsegnete.

Im Allgemeinen scheint Puschkin's Aufenthalt im Lyceum ein wohlthuender und ihn glücklich für seine Laufbahn vorbereitender gewesen zu sein, da er sich immer mit Liebe daran erinnerte und gern und häufig Gelegenheit nahm, jene Zeit in seinen Liedern zu verherrlichen. Ich führe hier nur die Stelle aus Eugen Onägin an, wo der Dichter selbst seiner Einsegnung durch Derſhāwin Erwähnung thut.

„In meiner sel'gen Jugend Tagen,
Als ich noch im Lyceum saß,
An Cicero nie fand Behagen,
Doch gerne Apulejus las:
Erschien in quellbelebten Räumen
Die Muse mir von Zeit zu Zeit —
Schuf oft zu ihrem Heiligthume
Mein Zimmer um, rief an den Tag
Was drangvoll mir im Herzen lag,
Sang von der alten Zeiten Ruhme, —
Was in mir strebte, glühte, rang,
Verwandelte sie in Gesang ...
Wohlwollend kam man mir entgegen,
Hob mich durch frühen Ruhm und Preis —
Und, nah' dem Grab, gab seinen Segen
Dershäwin mir, der Sängergreis."

Unter Puschkin's Lehrern im Lyceum scheint besonders der treffliche Kunitzin einen nachhaltigen Einfluß auf ihn geübt zu haben, da der Dichter von Kunitzin immer mit wahrer Begeisterung sprach und ihm bis zum Tode ein liebevolles Gedächtniß wahrte.

Wenn man in Puschkin's Nachlaß blättert und die Menge — mitunter sehr hübscher — Gedichte liest, die sich aus seinen Knaben- und Jünglingsjahren erhalten haben, so begreift sich's leicht, daß ihm bei einer so fruchtbaren poetischen Thätigkeit wenig Zeit zu ernstern

Studien übrig bleiben konnte. Unter diesen Jugendgedichten befinden sich auch einige in französischer Sprache geschriebene, wovon Eines hier deshalb seinen Platz finden möge, weil der Dichter sich selbst darin beschreibt.

„Vous me demandez mon portrait,
Mais peint d'après nature;
Mon cher, il sera bientôt fait,
Quoique en miniature.

Je suis un jeune polisson
Encore dans les classes;
Point sot: je le dis sans façon,
Et sans fades grimaces.

Onc il ne fut de babillard,
Ni docteur en Sorbonne, —
Plus ennuyeux et plus braillard
Que moi-même en personne.

Ma taille à celle des plus longs
Ne peut être égalée;
J'ai le teint frais, les cheveux blonds
Et la tête bouclée.

J'aime le monde et son fracas,
Je hais la solitude;
J'abhorre et noises et débats,
Et tant soit peu l'étude.

Spectacles, bals me plaisent fort,
Et d'après ma pensée,
Je dirais ce que j'aime encore . . .
Si je n'étais au lycée.

Après, mon cher, il te suffit,
L'on peut me reconnaître·
Oui! tel que le bon Dieu me fit,
Je veux toujours paraître.

Pour la malice un diablotin,
Vrai singe par la mine,
Perdant son grec et son latin.
Ma foi — voilà — Pouchkine."

Alle Zeugnisse stimmen darin überein, daß Puschkin während seines Aufenthalts im Lyceum weder durch großen Fleiß, noch durch ein ernstes Streben, wohl aber durch überlegenen Verstand und ein außerordentliches Gedächtniß sich ausgezeichnet habe. Dupont sagt in seiner aus den besten Quellen geschöpften Lebensbeschreibung Puschkin's: „Alle seine Kameraden, selbst diejenigen nicht ausgenommen, welche sich wenig um die Literatur bekümmerten, liebten ihn seiner Lebendigkeit und seines offenen, aufrichtigen Charakters wegen und anerkannten die Ueberlegenheit seines Geistes. Eine ritterliche Ehrenhaftigkeit war schon in früher Jugend der Grundzug

seiner Handlungen und blieb es bis zu seinem Tode, trotz aller Wechselfälle und Prüfungen, die das Leben ihm bot. Abgesehen von seinem poetischen Talente hatte die Natur ihn mit großem Scharfsinn und einem seltenen Gedächtnisse begabt. Eine Lektüre, eine Unterhaltung, jede gedankenvolle Betrachtung grub sich auf immer seinem Gedächtnisse ein. Trotz seiner Zerstreutheit und Unaufmerksamkeit zog er doch mehr wirklichen Nutzen aus dem Unterricht seiner Lehrer, als seine fleißigeren Mitschüler.

„Aber seine glänzenden Fähigkeiten und seine erhabenen Gedanken über die Bestimmung des Menschen und Staatsbürgers konnten ihn nicht vor Fehlern bewahren, die seinem Dichterberufe hemmend in den Weg traten. Er überließ sich gar zu leicht unnützen (um nicht zu sagen: unwürdigen) Zerstreuungen. Er hatte nicht jene Beständigkeit der Arbeit, nicht jene Innerlichkeit der Anschauung, nicht jenes ausdauernde ernste Streben nach einem hohen, fernen Ziele, wodurch sich gewöhnlich die Auserwählten der Muse von der Menge unterscheiden. Er ließ sich zu sehr vom Augenblick beherrschen und verlor zu leichten Sinnes seine Zeit in nichtigen Vergnügungen.“

Kaum achtzehn Jahre alt (1817) vertauschte Puschkin seinen Aufenthalt im Lyceum mit einer Anstellung im Ministerium des Auswärtigen, und aus der fast klösterlichen Zucht russischen Studentenlebens trat er plötz-

lich in das rauschende Getriebe der Petersburger „großen Welt.“ Dienstgeschäfte scheinen ihn während der drei Jahre, die er solchergestalt in Petersburg verlebte, wenig geplagt zu haben; wenigstens ist in dem was er selbst und was seine Freunde aus jener Zeit berichten, nirgends die Rede davon. Es erscheint vielmehr unzweifelhaft, daß man ihm von allen Seiten fördernd und freundlich entgegenkam und daß er zur Entwicklung seines Talents wie zur Befriedigung seiner Neigungen einen so freien Spielraum und so günstige Verhältnisse fand, wie sie die nordische Hauptstadt zu bieten vermochte. Schon vom Lyceum her durch seine poetische Begabung auf das Vortheilhafteste bekannt, in den aristokratischen Kreisen heimisch durch seine Geburt und einflußreichen Familienbeziehungen, ein Liebling Derschávin's und Shukowsky's, der damals gefeiertsten Dichter seines Landes, nahm Puschkin von vornherein eine hervorragende Stellung ein, wurde von vornherein der Gegenstand allgemeiner Auszeichnungen und hochgespannter Erwartungen.

Es wird ihm zum Vorwurf gemacht, daß er, mit Vernachlässigung aller ernsten Gedankenarbeit, zu sehr den Zerstreuungen des Tages nachging und so, berauscht von dem leicht erworbenen Beifall seiner Freunde, sein Streben nicht auf Höheres richtete. Puschkin selbst sagt in den poetischen Bekenntnissen, womit er seinen Versroman „Eugen Onägin“ durchwoben hat:

„Die Leidenschaft ward im Gewühle
Der Welt allein Gesetz für mich;
Mit Andern theilt' ich die Gefühle,
Und meine Muse führte ich,
Leicht wie sie war, auf laute Feste,
In Kreise übermüth'ger Gäste.
Sie ward, wie sie getobt, gelacht,
Der Schreck der Wächter in der Nacht;
Bacchantisch raste sie und lärmte,
Sang, jubelte bei vollem Glas,
Begeistert und begeisternd, daß
Die ganze Jugend für sie schwärmte,
Und ich mich selbst voll Stolz gefreut
Des Weihrauchs, den man ihr gestreut."

Man darf jedoch nicht vergessen, daß die Zeit, auf welche sich diese Verse beziehen, jene Lebensperiode umfaßt, welche bei uns die jungen Dichter auf Universitäten zuzubringen pflegen, wo man es ihnen nicht zum Vorwurf macht, daß sie dem Uebermuthe der Jugend sein Recht lassen.

Uebrigens wußte Puschkin schon damals sehr wohl die Arbeit von den Vergnügungen zu sondern, wie seine aus jener Zeit stammenden Dichtungen deutlich genug darthun. Es ist für mich eine ausgemachte Sache, daß er mehr Leichtsinn zur Schau trug, als ihm wirklich eigen war. Junge Dichter gefallen sich gar häufig darin,

ihre Schöpfungen für bloße Improvisationen, bloße Erzeugnisse momentaner Begeisterung auszugeben und die zum Gedeihen jedes wirklichen Kunstwerkes unerläßliche, ernste Gedankenarbeit vor der bewundernden Menge zu verbergen, welche nicht weiß, daß noch kein Improvisator ein großer Dichter geworden.

Puschkin hatte schon in seinem einundzwanzigsten Jahre eine größere Dichtung vollendet (Rußlán und Ljudmila), welche in jeder Beziehung ein wirkliches Kunstwerk genannt zu werden verdient und welche der beste Beweis für meine Behauptung ist: daß er recht gut wußte, worauf es ankam, und daß er auch schon in seinen Jünglingsjahren höhere Interessen verfolgte, als die nichtigen Zerstreuungen eines glänzenden Salonlebens.

Ich werde im Verlauf dieser Blätter ausführlicher auf „Rußlán und Ljudmila“ zurückkommen und bemerke hier nur, daß das Werk bei seinem ersten Erscheinen einen förmlichen Sturm in der russischen Presse hervorrief. Jeder fand etwas daran auszusetzen, weil es in keine der bis dahin für die russischen Kritiker mustergiltigen Schablonen passen wollte und die guten Leute nicht wußten was sie mit einer Dichtung anfangen sollten, die ihnen als eine ganz neue Erscheinung entgegentrat. Das Publikum ließ sich inzwischen durch die Verdammungsurtheile der Journale nicht abhalten, das erste größere lesbare Gedicht in russischer Sprache (als solches

muß „Rußlán und Ljudmila“ bezeichnet werden) zu lesen und zu bewundern, und Shukowsky, für Rußland damals die größte Autorität in ästhetischen Dingen, schickte dem jungen Dichter, der eben im Begriff stand Petersburg zu verlassen, sein Porträt mit der Unterschrift: „Der überwundene Lehrer seinem überwindenden Schüler, an dem feierlichen Tage wo dieser Rußlán und Ljudmila vollendete.“

Es wird behauptet, daß Puschkin die Anregungen zu seiner epischen Dichtung aus Ariost's rasendem Roland und Wieland's Oberon schöpfte. Gewiß ist, daß in den Jahren wo das Werk entstand, Wieland und Ariost zu Puschkin's Lieblingsdichtern gehörten.

Mehr noch, als durch seine epische Erstlingsarbeit, erwarb sich Puschkin begeisterte Anhänger in allen Ständen durch seine censurwidrigen, bis auf den heutigen Tag ungedruckt gebliebenen, politischen Gelegenheitsgedichte, welche als poetischer Ausdruck der damaligen Stimmung eines großen Theils des Volkes, in vielen Tausenden von Abschriften über das ganze weite Russenreich verbreitet wurden. Um diesen Erfolg zu verstehen, welcher nach meinem Dafürhalten zum geringsten Theile in den poetischen Schönheiten der betreffenden Gedichte zu suchen ist, muß man sich in die Zeit zurückversetzen, wo der vom Kaiser Alexander I. selbst genährte Liberalismus in Rußland, besonders in den höheren Schichten der Bevölkerung, jene gewaltige socialistische Gährung

erzeugte, welche in der Petersburger Revolution von 1825 zum Ausbruch kam.

Als Puschkin, in dem unreifen Alter von achtzehn Jahren, wo eine eigene politische Ueberzeugung wohl noch zu den Unmöglichkeiten gehört, in die Petersburger Gesellschaft trat, war hier die revolutionäre Stimmung so vorherrschend, daß Puschkin unwillkürlich von der allgemeinen Bewegung mit fortgerissen wurde und sich in jugendlicher Begeisterung zu ihrem poetischen Organe machte.

Aus jener Zeit datiren seine glutvollen, Herwegh's „Lieder eines Lebendigen“ an Leidenschaftlichkeit noch übertreffenden politischen Gedichte, von welchem eines, überschrieben „Ode an die Freiheit“, in die Hände des Kaisers gelangte und die Verbannung Puschkin's nach Bessarabien zur Folge hatte. Herzen sagt über diese Periode seines Lebens (von 1820—1825): „Von seinen Freunden getrennt, der politischen Bewegung entfremdet, in einer herrlichen aber wilden Natur lebend, zog sich Puschkin, der vor Allem Dichter war, ganz in seine Poesie zurück. Seine poetischen Ergüsse sind die Phasen seines Lebens, die Biographie seiner Seele; man findet darin Spuren von Allem was sein feuriges Herz bewegte, Wahrheit und Irrthum, Stimmungen des Augenblicks, wie tiefe und ewige Sympathien.“

Puschkin's Exil hatte für ihn den zwiefachen Vortheil, daß es ihn zu ernsten Studien und Arbeiten zu-

rückführte und ihn auf das Genaueste mit dem Volksleben seines Heimatlandes bekannt machte, wovon er in den Petersburger Salons nicht viel kennen gelernt hatte. Er wurde dem Gouverneur von Bessarabien attachirt, lebte erst in Kischenew, dann in Odessa, und machte von hieraus lange Streifzüge durch die Moldau, die Krim und den Kaukasus. Poetische Früchte dieser Reise waren die größeren Dichtungen: „Der Gefangene im Kaukasus“, „der Springquell von Bachtschißarai“ und „die Zigeuner.“ Das zweite dieser Gedichte befindet sich im ersten Bande meiner Uebersetzung der poetischen Werke Alexander Puschkin's; von den beiden übrigen wird späterhin ausführlicher die Rede sein.

„Auf seinen Reisen [sagt einer der frühesten Biographen Puschkin's *)] mochte der Dichter wieder übermüthig geworden sein, denn im Jahre 1824 wurde er auf Befehl des Kaisers auf sein, in der Nähe von Pskoff belegenes Landgut Michaïlowsk verbannt, wo er zwei Jahre mit poetischen Arbeiten und ernsten Studien der russischen Geschichte, sowie des russischen Volkslebens, von aller Zerstreuung fern, sehr einsam verlebte. Als Seine Majestät der Kaiser Nikolaus aber im Jahre 1826 zur Krönung in Moskau war, ließ derselbe den Dichter

*) Der mir mit seinem vollen Namen unbekannte E. v. O., der im Jahre 1840 bei Gropius in Berlin eine kleine Auswahl Puschkin'scher Dichtungen in ungereimter Uebersetzung erscheinen ließ.

unerwartet aus seinem Exil durch einen Feldjäger nach Moskau holen und vor sich erscheinen, um ihm die Freiheit zu schenken, welche Puschkin sogleich zur Herausgabe der auf dem Lande geschriebenen Sachen und zu weiteren Ausflügen benutzte, um sein Vaterland und sein Volk noch näher kennen zu lernen."

Um diese Zeit (1826) war schon ein großer Theil des Versromans „Eugen Onägin", so wie das historische Drama „Boriß Godunoff" vollendet, welches jedoch erst mehrere Jahre später im Druck erschien, während „Eugen Onägin" in einzelnen Gesängen veröffentlicht wurde, wovon jeder eine so begeisterte, bis dahin im russischen Buchhandel unerhörte Aufnahme beim Publikum fand, daß, abgesehen von den gedruckten, immer in wenigen Wochen vergriffenen Auflagen, zahllose Abschriften davon ihren Weg durch ganz Rußland, und überall eifrige Käufer fanden*) ...

Nach der Begnadigung und außerordentlich huldvollen Aufnahme, die ihm vom Kaiser Nikolaus in Moskau zu Theil geworden, kehrte Puschkin nach Pe-

*) Der Petersburger Professor Dupont berichtet in der Einleitung (S. 16) zu seiner französischen Ausgabe der Werke Puschkin's wörtlich: „Oniéguine passa dans les entretiens populaires. A l'époque même où l'auteur ne l'avait pas encore publié en entier, la vente des chants séparés créait un commerce avantageux pour les copistes, qui débitaient leurs cahiers dans les capitales et dans les foires intérieures de la Russie."

tersburg zurück, wo er bald darauf mit einem Gehalte von 6000 Rubeln zum Historiographen Peter I. ernannt wurde und später auch den Titel eines kaiserlichen Kammerjunkers erhielt. Ueber seine Ernennung zum Kammerjunker — eine Würde, die den Neigungen des Dichters wenig entsprochen haben soll — erzählt man sich in Rußland eine Menge wunderlicher Anekdoten, welche ich jedoch, als nicht wesentlich zur Sache gehörend, hier mit Stillschweigen übergehe.

Dagegen kann ich nicht umhin, der verschiedenen Urtheile Erwähnung zu thun, welche russischerseits über Puschkin's Leben am Hofe, wo er sich fortwährend der besondern Gunst und Auszeichnung seines Monarchen zu erfreuen hatte, gefällt wurden.

Die unterdrückte revolutionäre Partei, die ihn als ihren poetischen Wortführer betrachtet und ihm als solchen seine ersten Triumphe bereitet hatte, nannte ihn jetzt geradezu einen Verräther an der Sache der Freiheit. Andere, welche minder hart urtheilten, glaubten doch wahrzunehmen, daß der Dichter im Hofmanne ganz untergegangen sei; — und da Puschkin in seiner neuen Stellung sich den historischen Studien eifriger zuwandte als je und demzufolge in den ersten Jahren nach seiner Rückkehr aus der Verbannung wenig Zeit zu größeren poetischen Arbeiten fand, so wurde es selbst in weiteren Kreisen zu einem stehenden Urtheil: daß die Strahlen der Hofgunst sein frisches Talent verdorrt hätten und

daß von ihm als Dichter nicht viel mehr zu erwarten sei.

Wie die Einen und die Andern sich in dem Dichter täuschten, werden wir später bei der zusammenhängenden Beurtheilung seiner Werke sehen, wovon das Beste und Reifste eben der letzten Schöpfungsperiode Puschkin's angehört.

Und in Bezug auf die ihm, gewiß mit Unrecht, vorgeworfene Sinnesumwandlung läßt sich bemerken, daß man ein sehr ehrenfester Charakter sein und doch im Alter von sechsundzwanzig Jahren ganz andere politische Ansichten haben kann als man im Alter von achtzehn Jahren hatte. Sehr bezeichnend scheint mir, was Wolfsohn *) über diesen Punkt sagt: „Puschkin, der eine gesunde, praktische Fernsicht besaß, und dessen frühgereifter Charakter von Anfang an aller Schwärmerei abhold war, nahm von dem politischen Zündstoffe, der sich unter Alexander's Regierung in exaltirten Köpfen häufte und nachher in so traurigen Ereignissen ausbrach, nicht mehr in sich auf, als eben zu dem Feuerwerk einiger kühnen, glänzenden Verse hinreichte, zu den Ausflüssen seines jeweiligen, poetischen Uebermuths. Sehr bündig giebt er einmal den Literaten zu bedenken, daß Aeußerlichkeiten so wenig die

*) In der Einleitung zu seiner vortrefflichen Uebersetzung der Puschkin'schen Novelle: „Die Kapitänstochter." S. „Rußlands Novellendichter" 1. Bd. S. 262 (Leipzig 1851).

Gesinnung machen, wie das Kleid den Mann, daß in den Zeiten Horazischen Lobsanges auf Fürsten und Große gar mancher stolze, edle Trotzkopf über panegyrische Oden und devotklingende Zueignungen nachgedacht, während in unseren Tagen oft die kriechendste Gemeinheit sich hinter liberale Spiegelfechterei versteckt. Lomonossoff — erzählt er — welcher den Grafen Schuwaloff „den Beschützer der Musen, seinen hohen Patron“ genannt, habe, als sich derselbe einen Scherz mit ihm erlaubt, rund heraus erklärt: „Ich, Excellenz, will nicht blos keines irdischen Machthabers, sondern selbst meines Herrgotts Narr nicht sein.“ So — ruft Puschkin aus, nachdem er noch einen andern Zug von Lomonossoff's würdevollem Charakter mitgetheilt — so handelte dieser devote Hofsänger und Hofidyllist! „Daraus“ — fährt er fort — „daß unsere modernen Schriftsteller keine vornehme und reiche Gönnerschaft suchen, was in Rußland schon deshalb nicht geschieht, weil sie selbst meist vornehm und reich sind, folgt keineswegs, daß sie freisinniger sind als Lomonossoff und Aehnliche. Wie mancher Autor, der bei dem bloßen Gedanken erröthet, sein Werk einem höher gestellten Manne zu dediciren, schämt sich doch nicht, vor aller Welt einem Journalisten die Hand zu drücken, den die öffentliche Meinung gebrandmarkt, der aber seinem Buche schaden oder durch Lobhudelei nützen kann. Der elendeste Skribent, der im Privatleben jeder Gemeinheit fähig ist, predigt heutzutage laut Unabhängigkeit und

schreibt anonyme Pasquille auf Männer, vor denen er in ihrem Kabinete kriecht.«

* * *

Das erste Resultat der historischen Studien Puschkin's war seine „Geschichte des Pugatschew'schen Aufstandes,« worin er sich als ein Meister des historischen Stiles zeigt. Die poetischen Eindrücke, welche die Geschichte Pugatschew's in ihm erzeugte, verarbeitete er in der schon früher erwähnten unübertrefflichen Novelle: „Die Kapitänstochter.«

Im Laufe des Jahres 1827 ließ er außer dem dritten Gesange von „Eugen Onägin« auch „die Zigeuner,« „das Räuberbrüderpaar« *) und „Graf Nulin« *) erscheinen, erzählende Dichtungen, welche sämmtlich schon vor seiner Rückkehr nach Petersburg entstanden waren.

Die Art seines Lebens und Arbeitens während seines zweiten Aufenthalts in der Hauptstadt war folgende: Er stand sehr früh auf, arbeitete unausgesetzt bis zwei oder drei Uhr Nachmittags, ging dann ein paar Stunden spazieren oder machte sich auf andere Weise, durch Reiten, Fechten, Turnen — Leibesübungen, die er sehr liebte und in welchen er ein Meister war — eine heilsame Be-

*) Uebersetzungen davon befinden sich im ersten Bande dieses Werks.

wegung, dinirte dann mit großem Appetite und brachte den Abend meistens in befreundeten Familien oder andern geselligen Kreisen zu. Hin und wieder wurde die Einförmigkeit dieses Lebens durch einen Ausflug aufs Land, ein paar Mal durch einen längeren Aufenthalt in seiner Lieblingsstadt Moskau unterbrochen.

Der Herbst, den er mehr als Frühling und Sommer liebte, war für ihn auch die günstigste und fruchtbarste Zeit seines poetischen Schaffens. Um diese Zeit kam Alles in ihm zur Reife, was er im Laufe des Jahres gedacht, gelebt und gelernt hatte. Um die Mitte September verließ er Petersburg, um bis zur Mitte Dezember ganz seiner Freiheit und seiner Muse zu leben. Er pflegte diese Zeit auf seinem Landgute Michaïlowsk, im Gouvernement Pskoff, zuzubringen, und zwar in der größten Einsamkeit, ohne andere Gesellschaft als seine alte Amme, die er wie eine Mutter verehrte und der er immer vorlas was er Neues geschaffen hatte, wie einst Molière seiner Magd.

Puschkin hatte eine absonderliche Vorliebe für schlechtes Wetter. Trockene Luft und Sonnenschein waren ihm unbehaglich, stimmten ihn trübe. Am wohlsten fühlte er sich, wenn der Himmel sich mit Wolken umzog, wenn es draußen stürmte und plätscherte. An solchen Tagen schuf er am leichtesten und glücklichsten. Die kurze Glut des Sommers war seinem poetischen Schaffen eben so un-

günstig wie die lange Kälte des Winters, und der Frühling stimmte ihn immer melancholisch:

„O Frühlingszeit, du Zeit der Liebe,
Wie stimmst du mich so weh und bang!
Wie weckt dein keimendes Getriebe
In mir so stürmisch heißen Drang!
Mir ist, als müßt' ich schier vergehen
Vor Wehmuth, fühl' ich mich umwehen
Von deinem Hauche lind und lau
Auf grüner, duftgewürzter Au.
Bin ich gefühllos schon auf immer
Für Alles was entzückt, erhebt,
Das Herz erwärmt, verlockt, belebt?
Daß alle Pracht und aller Schimmer
Mich nicht mehr reizt, nicht mehr beglückt,
Mir trüb erscheint, mich langweilt, drückt?

Oder gemahnt des Frühlings Prangen
Uns an die Freuden die vergangen,
Die Blätter die der Herbst geraubt?
Und drückt uns der Gedanke nieder:
Die Blätter alle sprossen wieder,
Doch Jugendzeit und Jugendglück
Bringt uns kein Frühling mehr zurück!"

Mit besonderer Vorliebe malt er den Herbst, und die darauf bezüglichen Strophen gehören zu den schönsten Naturschilderungen. Ich erinnere hier nur an die Stelle des vierten Buches von „Eugen Onägin," wo es heißt:

„Wie jetzt die Morgenröthe trauernd
Empor aus kalten Nebeln steigt,
Der Wolf mit seiner Wölfin, lauernd
Auf Beute, aus dem Dickicht schleicht;
Das Roß, die nahen Feinde witternd,
Bäumt sich und schnaubt, vor Furcht erzitternd. —
Der Reitersmann vorsichtig schwenkt
Sein Roß und in die Berge lenkt.
Man hört das Horn nicht mehr erklingen
Des Hirten, der die Kühe aus
Dem Dorf treibt, Alles bleibt zu Haus.
Das Spinnrad schnurrt, die Mädchen singen
Dazu, vergnügten Angesichts; —
Der Kienspan flackert statt des Lichts."

Man braucht Rußland gar nicht zu kennen, um die Schönheit solcher und ähnlicher Schilderungen ganz zu würdigen.

Puschkin besaß auf dem Lande eine sehr ansehnliche, wohlausgewählte Bibliothek, die er fortwährend bedacht war durch neue Schätze zu vermehren. In seinem Bedürfniß gute Bücher anzuschaffen, verglich er sich

einem Glaser, den sein Handwerk zwinge Diamanten zu besitzen.

Im Jahre 1829 erschien Puschkin's historische Dichtung „Poltáwa" *) und eine neue Ausgabe seiner zerstreuten kleineren Gedichte in zwei Bänden. Auch die dramatische Dichtung „Boriß Godunoff" wurde jetzt zum Drucke vorbereitet. Alle diese Sachen wurden gleichsam unter persönlicher Mitwirkung des Kaisers veröffentlicht. Es soll sich damit folgendermaßen verhalten haben. Verschiedene der Puschkin'schen Geisteskinder waren — von der plumpen Censurscheere beschnitten — so verstümmelt ans Licht der Welt getreten, daß der Dichter schwur, lieber nichts mehr drucken zu lassen, als seine Schöpfungen von der Censur verstümmelt zu sehen.

So verging eine geraume Zeit, in welcher nichts von Puschkin erschien, außer den kleinen, pseudonym geschriebenen Jahresbeiträgen, welche er regelmäßig für die von seinem Freunde Delwig redigirten „Blumen des Nordens" lieferte.

Auf die Frage des Kaisers, warum so lange nichts Neues von ihm im Druck erschienen sei, soll Puschkin nach einigem Zögern geantwortet haben: „Sire, weil ich mit der Censur nichts zu thun haben mag!"

Darauf soll der Kaiser den Dichter bei der Hand genommen und lächelnd zu ihm gesagt haben: „Nun,

*) S. den 1. Bd. meiner Uebersetzung.

beruhige Dich, Alexander Sergéjitsch, ich werde künftig selbst Dein Censor sein!“

Thatsache ist, daß fortan alle Manuskripte des Dichters durch die Hände Sr. Majestät in die Druckerei wanderten und daß auch die spätere Gesammtausgabe von Puschkin's Werken alle ihre Ausstellungen und Censurlücken von kaiserlicher Hand erhielt.

Wie bedauerlich auch diese Lücken erscheinen mögen, da sie häufig geradezu den Zusammenhang unterbrechen, so ist doch nicht zu leugnen, daß die Censur des mächtigen Selbstherrschers verhältnißmäßig mit großer Milde geübt wurde. Stellen z. B. wie die Schlußstrophe des sechsten Buchs von „Eugen Onägin“ würden vor der Scheere eines gewöhnlichen Censors schwerlich Gnade gefunden haben.

. . . .
.

Im Jahre 1829 folgte Puschkin, der sich auf die Dauer in der Einförmigkeit des Petersburger Lebens unbehaglich fühlte, dem Siegeszuge des Feldmarschall Paskjéwitsch nach Erserum. Er sah den größten Theil der an großartigen Naturschönheiten so reichen Länder wieder, die ihn schon in früheren Jahren gefesselt und begeistert hatten; er durchzog die Steppe, den Kaukasus, Georgien und einen Theil von Armenien, und seine in musterhafter Prosa geschriebene Schilderung dieses erlebnißreichen Zuges erinnert durch ihren einfachen, edlen

Stil und ihre durchsichtige Klarheit der Darstellung lebhaft an Göthe's italienische Reise.

Zurückgekehrt vom Kaukasus, dachte Puschkin ernstlich daran, sich zu verheirathen, und begab sich im Frühjahr 1830 auf sein Gut Boldino, im Gouvernement Nischny-Nowgorod, um seine ökonomischen Angelegenheiten zu ordnen. Hier blieb er, da inzwischen in der Hauptstadt die Cholera wüthete, den ganzen Sommer hindurch, und wie wenig ihn seine Liebe in seinen literarischen Arbeiten störte, geht aus einem Briefe hervor, den er von Moskau aus, wo er im Herbst seine Verlobte besuchte, an einen Freund in Petersburg richtete: — — „Ich kann Dir im Vertrauen sagen, daß ich in Boldino fleißiger und fruchtbarer gewesen bin als jemals zuvor. Lies und staune, wenn ich Dir die Früchte meines diesjährigen Schaffens der Reihe nach aufzähle: Zunächst habe ich die beiden letzten Gesänge meines „Eugen Onägin“ vollendet und für den Druck vorbereitet; dann habe ich eine poetische Erzählung: „Das Häuschen in Kolomna,“ in achtzeiligen Stanzen geschrieben, nebst einer Reihe dramatischer Scenen: „Der geizige Ritter,“ „Mozart und Salieri“ und: „Ein Fest in der Pestzeit.“ Zwischendurch sind auch gegen dreißig kleinere Gedichte entstanden. Doch dies ist noch nicht Alles: ich habe auch (aber das muß Geheimniß bleiben) fünf Erzählungen in Prosa geschrieben (Erzählungen von Belkin), welche für Delwig bestimmt sind.“ —

Baron Delwig, eine literarische Notabilität in Rußland, Herausgeber der „Blumen des Nordens“ und seit 1830 auch der „literarischen Zeitung,“ an welchen beiden Blättern Puschkin sich lebhaft betheiligte, war einer der vertrautesten Freunde des Dichters, dessen Seele so an ihm hing, daß er sich lange nicht darüber zu trösten vermochte, als er Delwig am 14. Januar 1831 durch den Tod verlor. Alle Briefe, in welchen Puschkin über diesen, ihm unersetzlichen Verlust spricht, drücken die tiefste, zärtlichste Betrübniß aus. In einem dieser Briefe, vom 31. Januar, heißt es unter Anderm: „Ich kannte Delwig schon vom Lyceum her. Ich war gleichsam der erste Zeuge der Entwicklung seiner poetischen Seele und seines schönen Talents, das man lange nicht nach Gebür gewürdigt hat. Ich las mit ihm gemeinschaftlich Dershäwin und Shukowsky. Ich unterhielt mich mit ihm über Alles, was Herz und Gemüth bewegt. Sein Leben war ein reiches — nicht an romantischen Ereignissen, sondern an schönen und tiefen Gefühlen, an Vertrauen und klarem Verstand und Verständniß.“

Schon im folgenden Monate war Puschkin's Hochzeit. In einem kurz nachher (am 22. Febr.) geschriebenen Briefe heißt es: „Ich bin verheirathet. Mein einziger Wunsch ist jetzt, daß nichts an meinem Leben sich ändere. Diese neuen Verhältnisse sind mir so ganz ungewohnt, daß ich mir vorkomme wie in einem ganz neuen Leben

wandelnd. Die Erinnerung an Delwig ist der einzige Schatten meiner sonst himmelklaren Existenz.“

Puschkin wollte für die Familie seines verstorbenen Freundes selbst die Redaktion der „Blumen des Nordens“ übernehmen und fing an, mit allem Eifer Beiträge zu sammeln, so wenig ihm auch innerlich dergleichen Geschäfte zusagten. Der Aufenthalt in Moskau, den er bis zum Mai ausdehnte, gefiel ihm außerordentlich. Nichtsdestoweniger freute er sich auf seine Rückkehr nach Zarskoje-Sselo (bei Petersburg), wo er schon früher glückliche Tage verlebt hatte. In einem (vom 26. März datirten) Briefe an denselben Freund, an welchen auch die oben auszugsweise mitgetheilten Briefe gerichtet sind, sagt er: „So werde ich denn den Sommer und Herbst in meiner begeisternden Einsamkeit, unfern der Hauptstadt, in den Erinnerungen alten und im Genusse neuen Glücks und gesegnet mit allen Annehmlichkeiten des Ehestandes verleben. Ich werde Dich und Shukowsky jede Woche sehen. Petersburg ist ganz in der Nähe. Das Leben dort ist billig; Equipage brauche ich nicht zu halten. Was bleibt mir noch zu wünschen übrig?“

Puschkin täuschte sich nicht in seinen Erwartungen; dieser Sommer war einer der glücklichsten seines Lebens. Shukowsky hatte ebenfalls seinen Wohnsitz in Zarskoje-Sselo aufgeschlagen; beide Dichter lebten im freundschaftlichsten Verkehr und wetteiferten in poetischen Erzeugnissen.

Aus dieser Zeit datiren die im volksthümlichen Tone geschriebenen „Märchen vom König Saltan, — von der todten Zarentochter“ *) u. A.; ferner zwei politische Gedichte: „An die Verläumder Rußlands“ *) und der „Jahrestag von Borodino,“ wozu Puschkin durch die damals in Frankreich und Deutschland herrschenden Zeitstimmungen angeregt wurde.

In demselben Jahre begann Puschkin seine Geschichte Peters des Großen, eine Arbeit, welche leider unvollendet blieb, obgleich sie — nur unterbrochen durch weitere poetische Erzeugnisse — ihn bis zum Ende seines Lebens beschäftigte.

Im Jahre 1833 erschien der dritte Theil seiner kleineren Gedichte und der letzte Band der „Blumen des Nordens.“

Die historischen Forschungen, denen er den größten Theil des Tages in den Archiven oblag, fingen bald an ihn herzlich zu langweilen, und statt seine Thätigkeit zu begrenzen und unablässig das eine vorgesteckte Ziel: die Geschichte Peters des Großen, zu verfolgen, zersplitterte er sich in hundert andern Plänen und Entwürfen. Das Studium der Geschichte fesselte ihn nur so weit es seine Muse neu befruchtete. Sein allzu beweglicher Geist konnte es nicht lange bei einem Gegenstande aushalten. Und je leichter er Alles begriff und zu lebensvollen Bildern gestaltete, desto lästiger und überflüssiger erschien

*) S. den 1. Bd. meiner Uebersetzung.

ihm das mühevolle Studium des Details. Es fehlte ihm nicht an Eifer, aber an Ausdauer der Arbeit.

Schon im Laufe des Jahres 1833 unternahm er wieder eine größere Reise in das Innere Rußlands, um den Schauplatz des denkwürdigen Aufstandes von Pugatschew, den er so meisterhaft beschrieben hat, zu besuchen. Seinem Aufenthalte in Orenburg verdanken wir die schon früher erwähnte herrliche Novelle: „Die Kapitäns-Tochter."

Nach seiner Rückkehr betheiligte er sich lebhaft an der periodischen Zeitschrift „Lesebibliothek," in welcher er abwechselnd Gedichte und Novellen drucken ließ. *) Bereits im Jahre 1835 war die Zahl seiner neuen Gedichte wieder so angewachsen, daß er sie gesammelt in einem besonderen Bande erscheinen ließ.

Im Jahre 1836 entstanden seine, besonders durch Schönheit der Sprache ausgezeichneten Dichtungen: „Der eherne Reiter," „Der steinerne Gast," „Die Stromnixe" und „Galub." — Zu Ende desselben Jahres hatte der Dichter das Unglück, seine Mutter zu verlieren, und als er die Hingeschiedene zu ihrer letzten Ruhestätte im Kloster von Swjätigorsky geleitete, ließ er sich — gleich als überkäme ihn eine Ahnung seines eigenen nahen Todes — einen Begräbnißplatz an ihrer Seite anweisen.

*) Eine deutsche Uebersetzung von Puschkin's Novellen erschien wenige Jahre nach des Dichters Tode (in Jena, von Dr. Tröbst und Sabinin)

Wenige Monate darauf (27. Januar 1837) fand jenes unglückliche Duell statt, in welchem Rußland, durch die schußgeübte Hand des Herrn v. Dantès (v. Heeckeren), seines größten Dichters beraubt wurde.

Ueber die skandalöse Veranlassung zu diesem Duell schweige ich, und über die letzten Augenblicke des Dichters lasse ich seinen ehrwürdigen Freund Shukowsky reden.

Zur Ergänzung dieser Skizze mögen nur noch ein paar Worte, seine äußere Erscheinung betreffend, folgen.

Alle von ihm existirenden Porträts werden von denen, die ihn im Leben gekannt haben, als sehr ähnlich bezeichnet, — ein Beweis, daß er ein durchaus charakteristisches Gesicht gehabt haben muß. Von kleiner Gestalt und äußerst geschmeidig und lebhaft in seinen Bewegungen, machte er trotzdem einen durchaus männlichen und würdigen Eindruck. Sein dunkles, krauses Haar, so wie eine breite Nase und blitzende kleine Augen und sein unruhiges, leidenschaftliches Wesen erinnerten stets lebhaft an das in seinen Adern wallende Mohrenblut. Seine Unterhaltung war lebendig und geistreich, aber er sprach immer in abgerissenen Sätzen.

Seine Freunde behaupten, es sei unmöglich, ein treueres Bild von ihm zu geben, als er selbst in einer Erzählung, die man unter seinem Nachlasse fand, von sich entworfen. Ich werde deshalb diese, in der Gesammtausgabe der Puschkin'schen Werke unter dem

Titel „die egyptischen Nächte“ abgedruckte Erzählung am Schlusse meiner Aufzeichnungen in einem besonderen Anhange folgen lassen, um einerseits die hier gebotenen Notizen dadurch zu vervollständigen und anderseits dem Leser zugleich eine Probe Puschkin'scher Prosa zu geben.

II.

Die letzten Augenblicke Puschkin's.

Von Shukowsky.

Brief an S. L. Puschkin.

15. Februar 1837.

Ich hatte bisher nicht den Muth, Dir, mein armer Sergéi Lwowitsch, zu schreiben. Was konnte ich Dir sagen, von unserm gemeinschaftlichen Unglück selbst tief gebeugt, das wie eine Lawine auf uns herabgestürzt ist, um uns Alle zu zerschmettern! Unser Puschkin ist nicht mehr! Es ist leider nur allzu wahr, so unglaublich es auch scheint. Der Gedanke, daß er nicht mehr da ist, will sich nicht in die Reihe gewöhnlicher, lichter, täglicher Gedanken fügen; wir können uns noch nicht entwöhnen, ihn fortwährend aufzusuchen; es ist uns noch so natürlich, eine Zusammenkunft mit ihm zu bestimmter Stunde zu erwarten; seine Stimme tönt noch gleichsam in unsere Gespräche herein, es ist uns, als wenn wir sein kindlich heiteres Lachen noch da hörten, wo wir ihn täglich zu

sehen pflegten. Nichts hat sich verändert; es ist sonst kein Zeichen da von dem traurigen Verlust; Alles geht seinen gewöhnlichen Gang, Alles ist an seiner Stelle; nur er ist dahin, auf immer! Es ist unglaublich! In einem Augenblick verlosch dies starke, kräftige Leben, diese Fülle von Genie und leuchtenden Hoffnungen. Ich rede nicht von Dir, armer, hinfälliger Vater, ich rede nicht von uns, seinen trauernden Freunden: Rußland hat seinen Dichter, seinen Lieblingsdichter verloren. Es hat ihn verloren in dem Augenblicke, wo er seine vollendete Reife gewonnen, wo er den Wendepunkt erreicht hatte, auf welchem der Geist von der brausenden, zuweilen regellosen Jugendkraft Abschied nimmt und, vom Genius geleitet, sich der geläuterten, schöpferischen Kraft des reifen Mannesalters hingiebt, die, eben so frisch wie jene, vielleicht nicht so schwunghaft ist, aber desto fruchtreicher. Welchem Russen ist nicht durch seinen Tod etwas Verwandtes vom Herzen gerissen? Der Ruhm der gegenwärtigen Regierung hat in ihm seinen Sänger verloren. Er gehörte ihm an, wie Derschäwin dem Ruhme Katharina's und Karamsin dem Alexanders.

Du hast die Stunden des ersten Schmerzes überstanden; jetzt bist Du fähig, mich zu hören und zu weinen. Ich will Dir die letzten Stunden Deines Sohnes beschreiben, was ich selbst davon gesehen und was mir andere Augenzeugen erzählt haben.

Am Mittwoch, den 27. Januar, um 10 Uhr Abends,

fuhr ich zu dem Fürsten Wjäsemsky.*) Man sagte mir, er und die Fürstin seien bei Puschkin's. Walujef**) aber, bei dem ich vorfuhr, kam mir mit den Worten entgegen: „Haben Sie das Billet der Fürstin erhalten? Man hat schon lange nach Ihnen geschickt; fahren Sie zu Puschkin, er ist im Sterben.“ — Wie vom Donner gerührt durch diese Nachricht, eile ich die Treppe hinab. Ich komme zu Puschkin. In seinem Vorzimmer, vor dem Eingang zu seinem Kabinet, finde ich die Doktoren Arendt und Spaßky, die Fürsten Wjäsemsky und Meschtschersky. Auf meine Frage, wie es mit ihm stehe, antwortet mir Arendt: „Sehr schlecht; er kann unmöglich am Leben bleiben.“ — Von dem Vorgefallenen erzählte man mir Folgendes:

Um sechs Uhr Nachmittags wurde Puschkin in diesem entsetzlichen Zustande von dem Oberst-Lieutenant Dansas,***) seinem Freunde aus dem Lyceum her, nach Hause gebracht. Der Kammerdiener hob ihn aus dem Wagen und trug ihn die Treppe hinauf. „Wird es Dir schwer, mich zu tragen?“ fragte ihn Puschkin. Man trug ihn in's Kabinet; er ließ sich reine Wäsche geben, zog sich aus und legte sich auf den Divan. Gerade als man ihn in's Bett brachte, wollte seine Frau, die von gar nichts wußte, herein treten, aber er

*) Bekannter russischer Dichter.
**) Schwiegersohn des Fürsten Wjäsemsky.
***) Puschkin's Sekundant in dem verhängnißvollen Duell.

rief ihr mit lauter Stimme zu: „N'entrez pas, il y a du monde chez moi.“ Er fürchtete, sie zu erschrecken. Sie kam erst dann herein, als er schon im Bette lag. Man schickte nach Aerzten. Arendt fand man nicht; Scholz und Sadler kamen. Puschkin bat Alle, ihn mit diesen allein zu lassen. Dansas und Pletnef*) waren eben bei ihm. „Es steht schlimm um mich,“ sagte er, indem er Scholz die Hand reichte. Man untersuchte seine Wunde und Sadler eilte, die nöthigen Instrumente zu holen. Mit Scholz allein, fragte Puschkin: „Was halten Sie von meinem Zustande? Sagen Sie es mir aufrichtig!“

„Ich darf es nicht verhehlen, Sie sind in Gefahr.“

„Sagen Sie lieber, daß ich sterben muß.“

„Ich darf Ihnen auch dies nicht verbergen. Aber wir müssen die Meinung Arendt's und Salomon's hören, nach denen geschickt worden ist.“

„Je vous remercie! Vous avez agi en honnête homme envers moi,“ sagte Puschkin, fuhr mit der Hand nach der Stirn, schwieg einige Augenblicke und setzte dann hinzu: „Il faut, que j'arrange ma maison.“

„Wünschen Sie nicht Jemanden von den Ihrigen zu sehen?“ fragte Scholz.

*) Professor an der Universität zu Petersburg, ein Freund Puschkin's, der nach ihm die von diesem herausgegebene Zeitschrift „der Zeitgenosse“ übernahm.

„Lebt wohl, meine Freunde!“ sagte Puschkin, indem seine Blicke auf seine Bibliothek fielen. — Von welchen Freunden er in diesem Augenblick Abschied nahm, von seinen lebenden oder von den todten, weiß ich nicht. Bald darauf sagte er: „Sind Sie der Meinung, daß ich keine Stunde mehr leben werde?“

„Keineswegs! Allein ich glaubte, es würde Ihnen angenehm sein, irgend Jemanden von den Ihrigen zu sehen. Herr Pletnef ist hier.“

„Gut, aber ich möchte auch Shukowsky sehen. Reichen Sie mir ein Glas Wasser; mir wird übel.“

Scholz fühlte ihm den Puls; er fand seine Hand kalt, den Puls schwach und schnell. Er ging hinaus, um ihm zu trinken zu holen und man schickte nach mir. Ich war damals nicht zu Hause, und weiß nicht, wie es gekommen ist, daß man mich nicht aufsuchte. Unterdeß kamen Sadler und Salomon. Scholz verließ den Kranken, der ihm freundlich die Hand drückte, aber ohne ein Wort zu sagen. Bald darauf erschien auch Arendt. Beim ersten Anblick schon überzeugte er sich, daß alle Hoffnung verschwunden. Man legte ihm Umschläge mit Eis auf den Unterleib und gab ihm ein kühlendes Getränk. Dieses brachte die erwünschte Wirkung hervor, der Kranke wurde ruhiger. Ehe Arendt schied, sagte er ihm: „Bitten Sie den Kaiser, daß er mir vergebe.“ Arendt überließ ihn beim Scheiden Spaßky, seinem Hausarzt, der die ganze Nacht nicht von seinem Bette wich.

„Es steht schlimm um mich,“ sagte Puschkin, als Spaßky zu ihm trat. Spaßky suchte ihn zu beruhigen, aber Puschkin winkte abweisend mit der Hand.

Von diesem Augenblicke an hörte er gewissermaßen auf, sich mit sich selbst zu beschäftigen und richtete alle seine Gedanken nur auf seine Frau. „Machen sie meiner Frau nicht zu viel Hoffnung,“ sagte er zu Spaßky; „verhehlen Sie ihr nichts von der Sache; sie kann sich nicht verstellen; Sie kennen sie ja genau. Uebrigens machen Sie mit mir, was sie wollen; ich bin zu Allem bereit und mit Allem zufrieden.“

Unterdessen war schon der Fürst Wjäsemsky, die Fürstin, Graf Wielhorsky und ich gekommen. Die Fürstin war bei seiner Frau, deren Zustand sich nicht beschreiben läßt. Wie ein Schatten schlich sie von Zeit zu Zeit nach dem Zimmer hin, wo ihr sterbender Mann lag. Er konnte sie nicht sehen, denn er lag auf dem Divan, mit dem Gesichte von den Fenstern und der Thür abgewandt; aber jedesmal, wenn sie herein trat oder nur bei der Thüre stehen blieb, fühlte er ihre Gegenwart. „Ist meine Frau hier?“ sprach er. „Führt sie hinweg!“ — Er fürchtete, sie vor sich zu lassen, da er nicht wollte, daß sie Zeuge seiner Leiden sei, die er mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit ertrug. „Was macht meine Frau?“ fragte er Spaßky einmal. „Die Arme leidet unschuldig. Ach, die Welt wird über sie herfallen.“ — Ueberhaupt ertrug er vom Anfang bis

zum Ende seine Leiden mit bewundernswürdiger Festigkeit, außer zwei, drei Stunden lang in der ersten Nacht, wo sie alles menschliche Maß überstiegen. — „Ich bin in dreißig Schlachten gewesen," sagte Dr. Arendt, „ich habe viele Menschen sterben sehen, aber keinen wie ihn." Auch war es besonders bemerkenswerth, daß er in diesen letzten Stunden seines Lebens gleichsam ein ganz anderer Mensch geworden war. Der Sturm, der vor wenigen Stunden mit unüberwindlicher Heftigkeit in seiner Seele tobte, war verschwunden, ohne auch nur eine Spur zurückzulassen. Kein Wort, kein Gedanke über das Geschehene! Ein rührender Zug von ihm ist dieser: Tags zuvor erhielt er eine Einladungskarte zur Beerdigung des jungen Gretsch. Dessen erinnerte er sich inmitten seiner Leiden. „Wenn Sie Gretsch sehen," sagte er zu Spaßky, „so grüßen Sie ihn von mir und sagen Sie ihm, daß ich herzlichen Antheil an seinem Verlust nehme." — Man fragte ihn, ob er zu beichten und das Abendmahl zu empfangen wünsche. Er war dazu willig und bereit, und es wurde festgesetzt, den Geistlichen am Morgen kommen zu lassen. Um Mitternacht kehrte Dr. Arendt zurück. Was der Sterbende von ihm erfuhr, erfreute, beruhigte und erhob seine Seele. Sein sehnliches Verlangen ward erfüllt, in welchem sich eine rührende Sorge auch für sein jenseitiges Heil aussprach. Er beichtete und empfing das heilige Abendmahl. Bis fünf Uhr Morgens erlitt sein Zustand keine Veränderung. Dann

aber wurde der Schmerz im Unterleibe unerträglich und die Gewalt desselben besiegte die Kraft seiner Seele. Er fing an zu stöhnen, und man schickte wieder nach Arendt. Dieser kam und verordnete Einspritzungen, die aber nichts halfen, sondern das Leiden nur vermehrten, welches endlich den höchsten Grad erreichte und bis sieben Uhr Morgens anhielt. Was wäre aus seiner armen Frau geworden, wenn sie während dieser zwei ewig langen Stunden sein Stöhnen gehört hätte! Ich bin überzeugt, daß ihre Geisteskräfte diese Folter nicht ausgehalten hätten. Allein sie lag in vollkommener Erschöpfung im Gastzimmer bei der Thüre, die allein sie von dem Bette ihres Mannes trennte. Bei seinem ersten entsetzlichen Geschrei stürzte die Fürstin Wjäsemsky, die in demselben Zimmer war, auf sie zu, indem sie üble Folgen befürchtete. Allein sie lag unbeweglich da, obgleich sie erst vor wenigen Augenblicken gesprochen hatte; ein schwerer, todähnlicher Schlaf hielt sie umfangen, und dieser Schlaf, als sei er ihr eigens vom Himmel gesandt, hörte erst in derselben Minute auf, als das letzte Stöhnen hinter der Thür vernommen wurde. Aber in diesen Augenblicken der härtesten Prüfung zeigte sich, nach den Worten Arendt's und Spaßky's, die Seelenstärke des Sterbenden in ihrer ganzen Gewalt. Im Begriff aufzuschreien, stöhnte er nur, indem er, wie er selbst sagte, befürchtete, seine Frau möchte es hören und erschrecken. Um sieben Uhr ließ der Schmerz nach. Es muß bemerkt

werden, daß sein Geist während dieser ganzen Zeit bis zum Ende klar blieb und sein Gedächtniß nichts von seiner Frische verlor.

Kurz vor dem Anfang des heftigen Schmerzes rief er Spaßky zu sich, ließ sich von ihm beschriebenes Papier bringen und bat Spaßky, es zu verbrennen. Dann rief er Dansas und diktirte ihm ein Verzeichniß seiner Schulden. Dieses erschöpfte ihn aber und später konnte er schon keine Anordnungen mehr treffen. Als am Morgen seine unerträglichen Leiden etwas nachgelassen hatten, sagte er zu Spaßky: „Meine Frau, rufen Sie meine Frau!“

Diese Abschieds-Scene vermag ich Dir nicht zu schildern. Darauf verlangte er nach seinen Kindern. Sie schliefen aber und man brachte sie ihm noch halb schlafend. Er heftete die Blicke schweigend auf jedes von ihnen, legte jedem die Hand aufs Haupt, segnete es mit dem Zeichen des Kreuzes und winkte mit der Hand, daß man sie entfernen solle. „Wer ist hier?“ fragte er Spaßky und Dansas. Man nannte mich und Wjäsemsky. „Ruft sie her,“ sagte er mit schwacher Stimme. Ich nahte mich ihm, ergriff die erstarrende Hand, die er mir entgegenstreckte, und küßte sie. Sagen konnte ich ihm nichts. Er winkte mit der Hand und ich trat zurück. Er rief mich aber wieder: „Sage dem Kaiser,“ sprach er, „es thäte mir leid, sterben zu müssen; ich wäre ganz sein gewesen. Sage ihm, daß ich ihm eine lange, lange

Regierung wünsche, und daß er an seinem Sohne, an seinem Rußland viel Freude erleben möge.“

Diese Worte sprach er leise, abgebrochen, aber deutlich. Darauf nahm er Abschied von Wjäsemsky. In diesem Augenblick kam der Graf Wielhorsky angefahren, trat zu ihm und empfing noch den letzten Händedruck von ihm. Man sah es ihm an, daß er eilte, seine Abrechnung mit dem Irdischen zu Ende zu bringen, und daß er gleichsam das Schreiten des herannahenden Todes schon vernahm. Er fühlte sich selbst den Puls und sprach zu Spaßky: „Der Tod naht!“ — Als Turgeniev zu ihm trat, sah er ihn zweimal mit einem ausdrucksvollen Blick an, drückte ihm die Hand, wollte, wie es schien, ihm etwas sagen, winkte aber mit der Hand und flüsterte nur: „Die Karamsin!“ Sie war nicht da, man schickte ungesäumt nach ihr, und sie kam bald. Er sah sie nur eine Minute lang an. Als Katharina Andrejewna (Frau v. Karamsin) von seinem Bett zurücktrat, rief er sie und sprach: „Segnen Sie mich!“ Er küßte ihr darauf die Hand.

Unterdessen hatte das Opium, das man ihm gegeben, ihn etwas beruhigt. Auf den Unterleib legte man ihm nun, anstatt der kalten Umschläge, erweichende. Das that dem Leidenden wohl, und er fing an, die Vorschriften der Aerzte ohne Widerrede zu erfüllen. Bis dahin hatte er sich Allen störrisch widersetzt, da er vor der längeren Dauer seiner Leiden zurückbebte und sehn-

süchtig durch den Tod erlöst zu werden wünschte. Nun aber wurde er gehorsam wie ein Kind, legte sich selbst die Kompressen auf den Leib und half denen, die um ihn her beschäftigt waren. Mit einem Worte, es wurde ihm augenscheinlich leichter. So fand ihn Dr. Dahl,*) der um zwei Uhr zu ihm kam. „Es steht schlimm um mich, mein Lieber,“ sagte er ihm mit einem Lächeln. Dahl aber, der in der That mehr Hoffnung als die Andern hatte, antwortete ihm: „Wir hoffen Alle, verzweifle auch Du nicht!“ — „Nein,“ antwortetete er, „mit meinem Leben ist es aus; ich sterbe — doch so soll es sein!“ Damals war sein Puls voller und kräftiger; ein allgemeiner leichter Schweiß zeigte sich nun. Es wurden ihm Blutegel gesetzt, und der Puls fing an gleichmäßiger, ruhiger und leichter zu schlagen. „Ich griff,“ sagt Dahl, „wie der Ertrinkende nach einem Strohhalm, sprach mit schüchterner Stimme das Wort Hoffnung aus und täuschte mich und Andere.“ Da Puschkin bemerkte, daß Dahl mehr Zuversicht hatte, ergriff er ihn bei der Hand und fragte: „Hier ist doch Niemand?“ — „Nein!“ — „Dahl, sage mir die Wahrheit, werde ich bald sterben?“ „Wir haben Hoffnung, Puschkin, in der That, wir haben sie.“ — „Habe Dank,“ erwiderte er ihm. Aber wie es scheint, schmeichelte er sich nur dieses Eine Mal mit der Hoffnung; weder vor

*) Dahl ist als russischer Schriftsteller unter dem Namen Kosak Lugansky bekannt.

noch nach diesem Augenblicke gab er sich ihr hin. Beinahe die ganze Nacht, auf den 29sten, saß Dahl an seinem Bette, ich aber, Wjäsemsky und Wielhorsky waren im nächsten Zimmer. Er hielt die ganze Nacht Dahl an der Hand; oft trank er einen Löffel voll Wasser oder nahm ein Stückchen Eis in den Mund, und that Alles selbst. Er griff nach dem neben ihm stehenden Glase, rieb sich die Schläfe mit Eis, legte sich selbst die Umschläge auf den Unterleib und wechselte sie selbst. Ihn quälte weniger der Schmerz, als eine heftige Angst. „Ach, welche Angst!" rief er zuweilen aus, indem er die Hände über dem Kopfe zusammenschlug, „es bricht mir das Herz!" — Dann bat er, man möchte ihn aufheben, ihn auf die Seite wenden oder ihm die Kissen zurecht legen. Er ließ es die Leute aber nicht zu Stande bringen, sondern wies sie mit den Worten zurück: „Nun! so! so ist es gut! Das ist schön; das ist genug; jetzt ist es sehr gut." — Oder: „Warte — es ist nicht nöthig — zieh mich nur bei der Hand — nun ist es gut, nun ist es schön!" (Dies sind genau seine Ausdrücke.) „Ueberhaupt," sagt Dahl, „war er mit mir lenksam und gehorsam wie ein Kind und that Alles, was ich wollte." Einmal fragte er Dahl: „Wer ist bei meiner Frau?" — Dahl antwortete: „Viele gute Leute nehmen Antheil an Dir; der Saal und das Vorzimmer sind vom Morgen bis zum Abend voll." — „Schönen Dank," antwortete er, „geh aber und sage

meiner Frau, daß mir, Gott Lob! leicht ist; sonst werden ihr die Leute dort den Kopf ganz verdrehen.“

Dahl täuschte ihn hierin nicht. Vom Morgen des 28sten an, als die Nachricht in der Stadt erscholl, daß Puschkin im Sterben liege, war sein Vorzimmer immer voll von Anfragenden. Einige ließen sich durch ihre Leute nach ihm erkundigen; Andere, und zwar Personen jeden Ranges, Bekannte und Unbekannte, kamen selbst. Ein rührendes Gefühl einer allgemeinen nationalen Trauer war überall sichtbar. Die Zahl der Kommenden wurde zuletzt so groß, daß die Thüre des Vorzimmers, neben dem Kabinette, wo der Sterbende lag, alle Augenblicke auf- und zugemacht wurde. Dieses belästigte den Leidenden, und wir verfielen darauf, diese Thüre zu verschließen, sie von der Seite des Vorhauses mit einer Bank zu versperren, und dafür eine andere, niedere Thür zu öffnen, die gerade von der Treppe in's Büffet führte. Die Gaststube aber, wo seine Frau war, sonderten wir mit Schirmen von dem Eßzimmer ab. Von diesem Augenblick an war das Büffet unaufhörlich voll Menschen; in's Eßzimmer aber traten nur die Bekannten ein. Auf allen Gesichtern las man eine herzliche Theilnahme; sehr Viele weinten. Dieser Ausdruck allgemeiner Trauer rührte mich tief. Bei Russen, denen der Ruhm des Vaterlandes theuer ist, war sie ganz natürlich; die Theilnahme der Ausländer aber war mir so theuer als unerwartet. Wir verloren den Unsrigen; kein Wunder also,

daß wir trauerten. Was erschütterte aber sie? Die Antwort ist nicht schwer. Das Genie ist ein Gemeingut; in der Huldigung des Genie's sind alle Völker verwandt; und wenn dieses vor der Zeit die Erde verläßt, so begleiten es Alle mit gleicher brüderlicher Liebe. Seinem Genie nach gehörte Puschkin nicht allein Rußland, sondern ganz Europa an; daher kamen auch viele Fremde mit eigener Trauer an seine Thür und grämten sich um unsern Puschkin, als sei es der Ihre. Doch ich komme zu meiner Erzählung zurück.

Als Puschkin Dahl zu seiner Frau schickte, um ihr Hoffnung einzuflößen, hatte er selbst keine mehr. Einmal fragte er, wie viel Uhr es sei, und auf die Antwort Dahl's fuhr er mit unterbrochener Stimme fort: „Habe ich — noch lange — mich so zu quälen? — Bitte, bitte — geschwinder!“ — Dieses wiederholte er einigemal, darauf: „Ist mein Ende nah?“ — Und immer fügte er hinzu: „Bitte, geschwinder!“ Ueberhaupt aber war er, nach den Qualen der ersten Nacht, die zwei Stunden anhielten, wunderbar standhaft. Wenn die Angst und der Schmerz ihn befielen, so machte er eine Bewegung mit den Händen oder stöhnte abgebrochen, aber so leise, daß man ihn kaum hören konnte. — „Man muß aushalten, Freund; es ist nichts zu machen,“ sagte ihm Dahl, „aber schäme Dich Deiner Schmerzen nicht, stöhne nur, das wird Dich erleichtern!“

„Nein,“ antwortete er abgebrochen, „nein — es

muß nicht — gestöhnt werden — meine Frau — wird es hören; — außerdem — ist es lächerlich — daß diese — Armseligkeit — mich übermannen soll — ich will's nicht.“ — Ich verließ ihn um fünf Uhr des Morgens und kehrte nach zwei Stunden zurück. Da ich sah, daß die Nacht ziemlich ruhig verlief, so ging ich beinahe mit Hoffnung nach Hause; als ich aber zurück kam, fand ich es anders. Arendt sagte mir bestimmt, Alles sei vorbei und Puschkin werde den Tag nicht überleben. In der That wurde auch sein Puls schwächer und sank merklich; die Hände fingen an kalt zu werden. Er lag mit geschlossenen Augen; nur zuweilen erhob er die Hände, um nach dem Eis zu greifen und die Stirn damit zu reiben. Es schlug zwei Uhr Nachmittags und Puschkin hatte nur noch drei viertel Stunden zu leben. Er schlug die Augen auf und verlangte Himbeerensaft. Als man ihn reichte, sagte er vernehmlich: „Ruft meine Frau, sie soll ihn mir reichen!“ Sie kam, ließ sich zu Häupten des Bettes auf die Knie, reichte ihm ein paar Löffel des Saftes und drückte ihr Gesicht gegen seines. Puschkin streichelte ihr den Kopf und sagte: „Nun, nun; es ist nichts; Gott Lob! Alles ist gut; geh nur!“ Der ruhige Ausdruck seines Gesichts und die Festigkeit seiner Stimme täuschte seine arme Frau; indem sie hinausging, leuchtete ihr Gesicht vor Freude. „Sie werden sehen,“ sagte sie zu Dr. Spaßky, „er wird am Leben bleiben, er wird nicht sterben.“ —

Allein in diesem Augenblick fing schon der Todeskampf an. Ich stand mit dem Grafen Wielhorsky zu Häupten des Bettes, seitwärts stand Turgeniev. Dahl flüsterte mir zu: „Er verscheidet.“ Er war aber noch bei vollem Bewußtsein. Nur selten verhüllte ein halb träumerisches Vergessen seine Gedanken. Einmal reichte er Dahl die Hand, drückte sie: „Nun, richte mich denn auf! laßt uns gehen; höher, höher! Laßt uns gehen! Dann kam er zu sich und sprach: „Mir träumte, ich kletterte mit Dir auf diese Bücher und Schränke; es war hoch und mir schwindelte der Kopf.“ Bald darauf fing er wieder an, ohne die Augen zu öffnen, Dahl's Hand zu suchen, und indem er ihn daran zog, sagte er: „Nun laßt uns denn gehen, bitte, bitte! und zusammen!“ — Dahl nahm ihn auf seine Bitte unter die Arme und legte ihn höher. Plötzlich, als sei er erwacht, öffnete er rasch die Augen, sein Gesicht wurde heiter und er sagte: „Mit dem Leben ist's aus!“ — Dahl, der ihn nicht recht gehört hatte, antwortete: „Ja, wir haben Dich umgewandt.“ — „Mit dem Leben ist's aus!“ wiederholte er vernehmlich und fest. „Das Athmen wird mir schwer, es erdrückt mich.“

Dies waren seine letzten Worte. Ich verwandte keinen Blick von ihm und bemerkte in diesem Augenblick, daß die bisher ruhige Bewegung der Brust unregelmäßig wurde. Sie hörte bald auf. Ich sah aufmerksam hin; ich erwartete seinen letzten Seufzer, aber ich bemerkte

keinen. Die Stille, die ihn umfing, schien mir ein Ausruhen; aber er hatte schon geendet. Wir standen Alle in Schweigen versunken um ihn her. Nach ein paar Minuten fragte ich: „Wie ist es mit ihm?“ — „Er hat geendet,“ antwortete Dahl. (Dreiviertel auf Drei, Nachmittags den 29. Januar 1837.) So still, so ruhig schied seine Seele. Wir standen lange schweigend und unbeweglich um ihn, ohne zu wagen das Mysterium zu stören, das der Tod vor unsern Augen in seiner ganzen rührenden Heiligkeit vollbrachte.

Als Alle hinausgegangen waren, setzte ich mich vor ihn hin und sah, allein, ihm lange in's Antlitz. Nie hatte ich auf diesem Antlitz etwas gesehen, das dem geglichen hätte, was sich in dieser ersten Minute nach dem Tode darauf ausdrückte. Sein Kopf neigte sich etwas; die vor wenigen Minuten krampfhaft bewegten Hände lagen ausgestreckt, als ruhten sie von einer schweren Arbeit aus. Was aber sein Gesicht ausdrückte, kann ich mit keinen Worten beschreiben. Es war mir so neu und doch zugleich so bekannt. Das war weder Traum noch Ruhe; es war nicht der geistige Ausdruck, der sonst diesem Antlitz so eigenthümlich war; es war auch kein poetischer; sondern irgend ein erhabener, großer Gedanke drückte sich darin aus — ein Schauen, ein beseligendes Geheimniß, ein vollkommen befriedigtes Wissen. Indem ich ihn so betrachtete, war mir, als ob ich ihn fragen müßte: „Was siehst Du, Freund?“ — Und was würde

er mir geantwortet haben, hätte er auf eine Minute zurückkehren können? Das sind Augenblicke in unserm Leben, die in vollem Maße würdig sind, groß genannt zu werden. In diesem Augenblick, kann ich sagen, sah ich das Antlitz des Todes selbst, das göttlich geheimnißvolle, das unverschleierte Antlitz des Todes. Welches Siegel hat er ihm aufgedrückt! Und wie erhaben sprachen sich im Gesichte des Verstorbenen die Geheimnisse des Todes und seine eigenen Geheimnisse aus! Ich versichere Dir, daß ich auf seinem Gesicht nie einen so tiefen, erhabenen, feierlichen Gedanken ausgedrückt sah. Gewiß wohnte dieser Gedanke auch früher in seinem Geiste und war seiner hohen Natur eigenthümlich; in dieser Reinheit trat er aber erst dann hervor, als, bei der Berührung des Todes, alles Irdische von ihm wich. Solches war das Ende unsers Puschkin!

Für den Vater füge ich mit wenigen Worten hinzu, was später geschah. Zum Glück dachte ich bei Zeiten daran, einen Gipsabdruck von seinem Gesichte nehmen zu lassen; dies geschah ungesäumt. Seine Züge hatten sich noch nicht verändert. Zwar blieb der erste Ausdruck nicht, den der Tod ihnen gegeben hatte; indessen haben wir doch einen anziehenden Abdruck davon, der nicht Tod, sondern einen tiefen, erhabenen Schlaf ausdrückt. Ich werde Dir nicht erzählen, wie es um seine arme Frau stand; bei ihr blieben unzertrennlich die Fürstin Wjäsemsky, E. A. Sagräshsky, der Graf und die Gräfin

Stroganoff. Der Graf nahm alle Vorkehrungen zur Beerdigung auf sich. Ich blieb noch einige Zeit im Hause und darauf fuhr ich zu Wielhorsky zu Mittag. Bei ihm kamen auch alle übrigen Zeugen der letzten Stunde Puschkin's zusammen; er selbst war drei Tage vorher zu diesem Mittag, zur Feier seines Geburtstages, eingeladen worden.

Den andern Tag legten wir, seine Freunde, ihn eigenhändig in den Sarg, und am folgenden Abend trugen wir ihn in die Stallhofs-Kirche. Auch diese beiden Tage, wo er im Sarge lag, war sein Zimmer immer voll Neugieriger und Trauernder. Ueber zehntausend Menschen waren gewiß da gewesen, um ihn zu sehen. Einige weinten, Andere blieben lange stehen, als wollten sie sich in sein Gesicht immer mehr vertiefen. Es lag etwas Ergreifendes in seiner Unbeweglichkeit mitten in dieser Bewegung, und etwas rührend Geheimnißvolles in den Gebeten, die, mitten unter diesem unruhigen Gesumme, so leise und einförmig an seinem Sarge immerwährend gesprochen wurden. Die feierliche Beerdigung erfolgte den 1. Februar. Viele unserer Vornehmen und viele fremde Minister waren in der Kirche. Darauf trugen wir den Sarg mit eigenen Händen in ein Gewölbe, wo er stehen blieb, bis er aus der Stadt weiter gebracht wurde. Den 3. Februar um 10 Uhr Abends versammelten wir uns zum letzten Mal um das, was uns von Puschkin übrig geblieben war. Die letzte

Seelenmesse wurde gehalten; der Sarg in einen andern gestellt und auf den Schlitten gebracht. Um Mitternacht setzte sich der Zug in Bewegung. Im Mondlicht begleitete ich ihn einige Zeit mit meinen Blicken. Bald wendete er um die Ecke eines Hauses und Alles, was auf Erden Puschkin angehört hatte, war für immer vor meinen Augen verschwunden.

Basil Shukowsky.

Der Leiche folgte A. J. Turgeniev. Puschkin hatte sich oft gegen seine Frau geäußert, er wünsche in dem Swätogorschen Kloster, wo seit Kurzem seine Mutter lag, begraben zu werden. Dieses Kloster liegt im Pskow'schen Gouvernement, im Opotschkow'schen Kreise, vier Werst von dem Dorfe Michailowsk, wo Puschkin einige Jahre seines poetischen Lebens zugebracht hatte. Den 4ten um 9 Uhr Abends wurde die Leiche nach Pskow gebracht, von wo sie, nach gehörigen Anordnungen von Seiten der Gouvernements-Regierung, dieselbe Nacht, auf den 5. Februar, durch die Stadt Ostrow nach dem Swätogorschen Kloster, wo sie schon um 7 Uhr Abends anlangte, gebracht wurde. Der Verstorbene zog neben seinem verödeten Hause, neben seinen drei Lieblingstannen, die er noch unlängst besungen hatte, zu seiner letzten Ruhestätte hin. Die Leiche wurde auf dem sogenannten heiligen Berge in der Kathedrale hin-

gesetzt und eine Seelenmesse gehalten. Während der Nacht grub man ihm ein Grab, neben dem, wo seine Mutter ruht. Den andern Tag in der Morgendämmerung wurde, nach Beendigung der Liturgie, die letzte Seelenmesse gehalten und der Sarg in Gegenwart Turgeniev's und der Bauern Puschkin's, die von dem Dorfe Michailowsk gekommen waren, um ihrem Gutsherrn die letzte Ehre zu erweisen, in das Grab gesenkt. — Schauerlich klang den Anwesenden der Bibelspruch, mit welchem die Erde auf Puschkin's Sarg geworfen wurde: „Erde bist Du!“

Der Kaiser setzte der Wittwe und den Kindern des gefeierten Dichters eine jährliche Pension von 11,000 Rubeln aus, erließ den Erben die Bezahlung der Kronschulden Puschkin's, bezahlte dessen Privatschulden und übernahm die Kosten einer Pracht-Ausgabe der Werke des Dichters, welche, von Shukowsky, Turgeniev und dem Fürsten Wjäsemsky besorgt, schon im Jahre 1838 erschien, im Jahre 1839 aber bereits ganz vergriffen war.

* * *

Shukowsky,*) der an Puschkin's Wiege und an seinem Sarge stand, ihn zuerst in die Literatur einführte und auf die Entwickelung des jungen Dichters den

*) Shukowsky war der Erzieher des jetzt regierenden Kaisers Alexander II.

förderlichsten Einfluß übte, — Shukowsky hat seinen in der Blüthe des Lebens und Schöpfungsdranges dahingerafften Freund noch geraume Zeit überlebt. Er starb erst vor wenigen Jahren in Düsseldorf, wo er noch in vorgerücktem Alter ein glücklicher Gatte und Vater geworden, nachdem er Deutschland, wo ihn eine Menge freundschaftlicher Beziehungen fesselten, schon seit lange gleichsam als seine zweite Heimat betrachtet.

Mit ihm starb der letzte Vertreter der poetischen Glanzperiode Rußlands, deren Aufgang und Untergang sich an Shukowsky's Namen knüpft.

J. J. Dawydoff, Vorsitzender der zweiten Abtheilung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, deren gefeiertes Mitglied Shukowsky war, hat in einer zum Andenken an den Verstorbenen gehaltenen Rede seine großen Verdienste um die russische Literatur eindringlich gewürdigt. Ich entnehme dieser Rede das in den folgenden Aufzeichnungen über Shukowsky Gesagte, sowie einige andere Bemerkungen, welche vom nationalen Standpunkte aus die in den Einleitungen zu meiner Uebersetzung Lermontoff's und Puschkin's gegebene Uebersicht der Entwicklung russischer Sprache und Poesie bestätigen und ergänzen.

III.

Puschkin's Stellung in der russischen Literatur.

Die zweite Hälfte des verflossenen und die erste Hälfte des laufenden Jahrhunderts stellt uns drei Stufen der Entwicklung und der Vervollkommnung der russischen Sprache und Literatur dar. Auf der ersten Stufe trennt sich die russische Büchersprache von der kirchenslavischen; auf der zweiten vermischt sich die Büchersprache mit der russischen Nationalsprache und es erscheint die veredelte Literatur. Alle Russen erkennen Lomonossoff, Shukowsky und Karamsin als die Repräsentanten dieser drei Stufen an. — Und alles Dieses ist im Laufe eines Jahrhunderts vollbracht worden.

Nach Peter dem Großen hatte Rußland die seltene Erscheinung eines wegen seiner Vielseitigkeit bewundernswürdigen Genies; diese Erscheinung war Lomonossoff, in dessen Flammenseele Alles lebte, was der Menschheit, der Wissenschaft und Kunst theuer ist.

In den Arbeiten Lomonossoff's stellt sich eine vor ihm noch nicht enthüllte neue Welt der Kenntnisse dar. Seine Vorzüge und Mängel tragen das Gepräge des geistigen Wachsthums der Russen um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts. Dem Geiste der damaligen Gelehrsamkeit gemäß, suchte er, der Volksthümlichkeit entfremdet, die Schätze der Sprache im Kirchenslavischen; die Waffenthaten Peter's des Großen verherrlichend, hüllte er die russische Sprache in römisches Gewand; dichterisch begeistert bei der Schilderung der Thaten Elisabeth's maß er den Vers nach deutschem Rythmus.

Obgleich Lomonossoff nicht die ästhetische Sprache erschuf, hat er doch die feindlichen fremden Elemente, die lange die russische Literatur verunzierten, in Ueber einstimmung gebracht, und indem er der russischen Sprache durch die Auslegung ihrer Gesetze und durch eigene Muster eine regelmäßige Form gab, brachte er sie, durch Absonderung der Büchersprache von dem Kirchenslavischen, zur harmonischen Einheit.

In seinen Werken erblickten die Russen zuerst den Reichthum, die Ueppigkeit und Herrlichkeit ihrer Sprache.

Doch diese noch einigermaßen künstliche Büchersprache glich der lebenden Sprache nicht; sie drückte noch nicht den russischen Typus aus. Daher ahmten Lomonossoff nur die Gelehrten nach, während die Weltmänner, der Richtung des Jahrhunderts folgend, ihre Muster der Literatur in Frankreich aufsuchten. Sie bemühten sich,

südliche Früchte, die nicht auf heimischem Boden erzeugt, sondern aus Griechenland und Rom verpflanzt waren, dem Norden anzueignen. Die vaterländische Poesie, die einst Fürsten und Helden besang, ward vergessen, das Lied und die Sage durften in den reichen Palästen der Vornehmen nicht mehr erklingen. Das Volk bewahrte diese Poesie, frei von Scholastik und von der westlichen nachahmenden Dichtung. Und kaum wagte der große Genius selbst, begeistert von dem Andenken an den großen Umbildner Rußlands oder an die Thaten seiner weisen Tochter, seine Gedanken und Gefühle in lebendigen Versen und Strophen zu ergießen, die uns bis jetzt in Erstaunen setzen.

Dies ist die erste Stufe der Fortbildung der russischen Sprache — die Periode der Trennung derselben von der kirchenslavischen.

Die Stilisirung der russischen Sprache knüpft sich an den Namen und die Arbeiten des berühmtesten russischen Geschichtschreibers.

Karamsin, ein Zögling der Moskau'schen Universität, fühlte zuerst für seine Zeitgenossen das Bedürfniß der Bildung einer neuen russischen Sprache. Er machte die Russen mit den vaterländischen Ueberlieferungen bekannt, fing an in der Gesellschaftssprache verwandte Sitten zu schildern, Denkmäler, die bis dahin in Dunkelheit verborgen lagen, und sogar Oertlichkeiten, die früher unbemerkt geblieben waren, in's Leben zu rufen. Die Ver-

schmelzung beider früher sich feindlich gegenüberstehenden Elemente der Bücher- und Volkssprache gehört ihm an und bei den raschen Veränderungen in der Fortbildung Rußlands vervollkommnete sich Karamsin selbst zugleich mit der Zeit. Anfangs zahlte er der französischen Schule, der zu seiner Zeit auch große Geister Deutschlands und Englands huldigten, seinen Tribut. Dann suchte er Begeisterung in Macpherson, Shakespeare, Schiller und Göthe. Endlich, nachdem er sich der vaterländischen Geschichte gewidmet hatte, schuf er das Palladium des Volksruhmes und der Volkssprache.

Und so ging Karamsin von dem Punkte aus, auf welchem der Sänger der Thaten Elisabeth's stehen geblieben war. Lomonossoff fand die Elemente der russischen Sprache verworren, nicht geordnet vor sich; ihm wurde die Aufgabe, zu trennen und in Ordnung zu bringen. Karamsin fand eine Sprache mit lateinischen Formen, mußte ihre Elemente in den verwandten Quellen suchen und die Büchersprache der Volkssprache annähern. Lomonossoff suchte die Sprache in den Büchern, die kirchenslavisch geschrieben waren; Karamsin wußte, daß man sie in der lebenden Rede des Volkes suchen müsse, daß wir die Begeisterung für Literatur nur unter dem Himmel finden, unter welchem wir geboren und erzogen werden und daß wir uns deshalb den Erinnerungen an das Leben unserer Vorfahren hingeben müssen. — Mit der Erscheinung der Geschichte des russischen Reichs hörten die

Streitigkeiten über den alten und neuen Stil auf; da wurde es klar, daß die Sprache nicht nach Willkür der Theorien, sondern in dem Volksleben sich bilde, daß jedes Jahrhundert sich die nöthigen Schätze aus dem Nachlasse der Vorfahren wähle und sich selbst in seinem Worte entwickele.

Das sind die Verdienste Karamsin's um die vaterländische Sprache und Literatur auf der zweiten Stufe ihrer Entwickelung.

Aber die Sprache und Literatur verändert sich zugleich mit dem Volksleben. Die schwungvolle Sprache Karamsin's wird stets ein Denkmal der Umgestaltung verbleiben; allein mit der Verbreitung literarischer Erzeugnisse war sie neuer ästhetischer Formen bedürftig. Auch in der Literatur fühlte man das Bedürfniß der Veränderung ihrer Elemente und ihrer Richtung. Als die sorgfältige Erlernung der schriftlichen Denkmäler aller Zeiten und Völker die Stelle der blinden Leidenschaft zur französischen Sprache einnahm, da wandte man sich an das Studium des innern Lebens des Menschen. In dieser Entwicklung ist Deutschland den übrigen europäischen Staaten zuvorgekommen: daher hat sich auch die deutsche Bildung überall verbreitet. In der Kunst und vorzüglich in der Poesie spiegelte sich dieselbe Richtung ab; man fing an, die verborgenen Geheimnisse des innern Lebens zu schildern und die ideale ästhetische Welt aus den Volkselementen wieder aufzubauen. Solch ein Zu-

stand der Volksthümlichkeit in der Literatur erhebt sich auf die Stufe der Kunst. Die Volksliteratur, die mit Karamsin begann, wurde vollkommen entwickelt durch Shukowsky; seine Werke stellen die dritte Stufe der Entwicklung der russischen National-Literatur dar.

Wir wollen diesen Schriftsteller als den Gründer der poetisch-nationalen Kunstsprache betrachten, um zu sehen, was er von dem Orte seiner Heranbildung mitgebracht, wie er um die Vollendung seiner Entwicklung bemüht war und was ihm die russische Sprache zu verdanken hat.

Shukowsky erhielt seine Erziehung in dem ehemaligen adeligen Institute der Moskauer Universität. Die Lehrer der russischen Sprache waren der zu seiner Zeit berühmte Professor Sochazky und der Baccalaureus Bakarewitsch. Der eine fachte seine Leidenschaft zu den deutschen, der andere zu den englischen Schriftstellern an. Seine Kollegen in der Literatur waren Mersljakow, Katschenowsky, Burinsky. In der Universitäts-Pension hat die Erlernung der Muttersprache immer das erste Bedürfniß der Erziehung gebildet und als Grundlage des ganzen Kursus der Wissenschaften gedient. Zur Entwicklung der Fähigkeiten und zur Uebung in der Literatur hatten die Zöglinge literarische Unterhaltungen, deren Anordner und Seele Shukowsky war. Die Liebe zu allem Schönen, das gegenseitige aufrichtige Zutrauen der Jünglinge, die einander ihre ungeheuchelten, reinen Gedanken und Ge-

fühle mittheilten, und das Streben nach Vervollkommnung belebte diese Versammlung. Ermuthigend war es den jungen Männern, bei ihren freundschaftlichen Unterredungen zu erfahren, daß die Professoren, ihre Erzieher und Rathgeber, theilnehmend ihren literarischen Versuchen Gehör liehen, sich der unschuldigen Phantasieen erfreuten und gute Rathschläge nicht nur für das Wort, sondern auch für den Sinn und das Herz ertheilten.

Hier bildete der Dichter und zukünftige Akademiker seinen Stil aus und erlernte die Sprache. In seinen Jugenderzeugnissen: Lieder, Malwina, Marina roschtscha, ist die Nachahmung Karamsin's, der Jeden hinriß, deutlich zu bemerken. Aber in dem jugendlichen Dichter war das romantische Element verborgen, welches dem klassischen ebenso entgegengesetzt ist, wie es die vorchristliche und christliche, die äußere und innere Welt, die uns umgebende Natur und unsere Gedanken mit allen ihren Gefühlen und Wünschen sind: Ljudmila, Swetlana, Aeols Harfe (Eolowa Arfa), die zwölf schlafenden Jungfrauen (Dwjenadzat spjaschtschich djew), Wadim, stellten uns ein ganz neues Gebiet der Poesie dar, in welchem der russische Dichter die deutschen und englischen Schriftsteller wiederspiegelt. — Von hier an beginnt eine auffallende Veränderung der poetischen Sprache: anstatt der früheren einfarbigen Schilderung, wie wir sie in den Dichtungen Mersljakow's finden, hat die romantische Poesie den Erzeugnissen Shukowsky's einen malerischen

und vielseitigen Ausdruck gegeben. Das Geistige der inneren Natur des Menschen kann nur durch die Nüancen des Kolorits, durch Ueppigkeit des Lichts und der Schatten und durch den harmonischen Einklang der Töne ausgedrückt werden. Besonders wurde Shukowsky geistesverwandt mit Schiller, dessen Schwärmerei, Mystik, unbestimmtes Streben nach Höherem, Hoffnung auf jenseitiges Wiedersehen, stille Schwermuth, ihm einwohnten.

Das von der romantischen Poesie erschaffene Leben besteht aus Rückerinnerungen an die Vergangenheit und aus der Hoffnung eines künftigen Glückes. Solches Leben hat der Poet in seinem Werke „Teon und Eschin“, in der Dichtung „Stimme aus jener Welt“ (Golos s togo swjeta) geschildert.

Genau vertraut mit der deutschen Literatur, blieb er dieser neuen Richtung, dieser Poesie, die man die Philosophie des Herzens nennt, immer treu, und übte dadurch einen unberechenbaren Einfluß auf die ganze lebende Generation. Seine letzte Arbeit, die ästhetische Uebersetzung der Odyssee, war nach seinen eigenen Worten nichts anderes als der Wunsch, die Seele mit der Urpoesie, die so klar und gemessen ist, die belebt und beruhigt, friedlich Alles was uns umgiebt schmückt und verschönert, nicht aufregt und nach keiner Nebelweite strebt, zu erlaben.

Die Uebersetzungen der Erzeugnisse einer schöpferischen Literatur, die Shukowsky seinen Landsleuten darbot, wie

die Uebertragungen der Odyssee, der Jungfrau von Orleans, der Erzählungen Hebel's und anderer schönen Werke sind ausgezeichneten Kopien der Gemälde von Künstlern erster Größe gleich. Die Mécanique céleste von Laplace und Leibnitzens Theodicee kann man in allen Sprachen lesen, ohne die Nichtkenntniß der Sprache zu bereuen, aber Homer, Shakespeare und Göthe können nur in der Originalsprache vollkommen verstanden werden. Die Wissenschaften sind ein Allgemeingut der Menschheit; das Schöne ist nur die Blüthe des Vaterlandes, welche auf fremdem Boden und unter fremdem Himmel welkt. In der Wissenschaft, wo Alles Sichtbare und Erreichbare in das Unsichtbare, den Begriff, übertragen wird, bleiben die Geisteserwerbungen immer unveränderlich, allgemein: hier wird unser Geist so zu sagen frei von der Materie, die sich um ihn herum krystallisirt hatte. In der Kunst hüllt sich der Geist in sinnliche Formen ein, daher muß man in den poetischen Erzeugnissen das allgemein-menschliche unvergängliche Element von dem national-vergänglichen unterscheiden. Das letztere verändert sich nach der Verschiedenheit des Orts und der Zeit, das erste bleibt unveränderlich, ewig jung. Das, was wir in der Literatur „volksthümlich“ nennen, vergeht mit dem Volke selbst, und stellt sich uns in Bezug auf das eine oder das andere Volk dar; aber das allgemeine Element ist für jedes Volk und für jede Zeit gleich schön. An diesem schönen, nichtnationalen, sondern universellen Elemente, ob es nun

in Griechenland, in England oder in Deutschland erschienen, erfreuten sich alle empfänglichen Geister in Rußland, als ob es ihr nationales Eigenthum wäre. Das Aneignen eines Volkselements vermittelst musterhafter Uebersetzungen bereichert die Sprache mit neuen verschiedenartigen schönen Schattirungen der Begriffe und Ausdrücke. Von dieser Seite betrachtet können die Uebersetzungen Shukowsky's den Original-Erzeugnissen gleichgestellt werden.

Unter vielen Musterautoren müssen wir uns einige Lieblingsschriftsteller wählen und nach ihnen uns vervollkommnen. Der Bildhauer meiselt aus einem Stücke Marmor eine schöne Bildsäule nach der Idee, die ihm vorschwebt, sondert vom Marmor die überflüssigen Theile ab, und der todte Stein belebt sich unter seinen Händen, der Künstler haucht ihm seine Seele ein. So bilden wir uns auch in der Literatur nach einem Muster, das in unserem Geiste seine Nahrung fand, nach dem wir denken, fühlen und dessen feinste Gedankenschatten wir in unserer Sprache ausdrücken. Von der Vollkommenheit des Vorbildes hängt die Vollkommenheit der Bildung ab: je höher und idealer es ist, desto edler und schöner werden wir selbst.

Shukowsky dient uns als ein belehrendes Beispiel. Lange, lange studirte er Schiller und Göthe — und nach diesen Vorbildern ergoß er den schönen russischen Reim, die russische künstliche Rede, wie Gogol' sagt: leicht und körperlos wie eine Geistererscheinung.

Und mit dieser Arbeit erreichte er die höchste Stufe der Bildung seiner Muttersprache, die Vervollkommnung der ästhetischen National-Literatur, ein ganzes Geschlecht ernährte er und schuf seinem Vaterlande einen Puschkin. Ein schöner Ausdruck, der einen schönen Gedanken ziert, bewahrt ihn für die Nachwelt: das ist, sagt man mit Recht, der Schmuck und die Waffe des Gedankens. Vergeblich meint man, daß man einen und denselben Gedanken auf verschiedene gleich ausdrucksvolle Art darstellen könne, daß eine und dieselbe Idee verschiedene gleich schöne Formen haben könne: im Gegentheil, jeder Gedanke hat nur e i n e wahre Form, sowie jede Person nur einen bestimmten Charakter darstellt. — Bei den originellen Schriftstellern ergießt sich der Ausdruck nach dem Gedanken; bei ihnen stimmt er mit der Idee vollkommen überein. Nimmt man dem Gedanken seinen schönen Ausdruck, so zerstört man den ganzen Zauber. Viele Gedanken genialer Schriftsteller sind uns Allen eigen, bekannt; wodurch rühren sie uns aber? durch den richtigen Ausdruck und durch die Schönheit ihrer Formen.

Durch diese Bildung der poetischen Sprache und die Bereicherung derselben mit neuen schönen Formen, in welchen sich Homer und Moore, Southey und Bürger, Hebel und Schiller, Göthe und die Erzählungen aus Mahabhârata und Schah-Nameh ausdrückten, hat Shukowsky als Akademiker und scharfsinniger Kenner der Sprache und als edler hochgepriesener Autor den unver-

weltlichen Kranz eines Schriftstellers ersten Ranges als Vorbild, als Stolz und Ruhm des Volkes erworben.

* * *

Vielleicht noch größer, wenn auch nicht so in die Augen springend, wie der Einfluß Shukowsky's und Karamsin's, war der Einfluß, welchen Dershàwin auf Puschkin übte. Dieser war, wenn ich mich so ausdrücken darf, mehr innerlicher Natur. Dershàwin weckte gleichsam den poetischen Funken in der Seele des jungen Dichters und hauchte ihm jene Begeisterung für den Ruhm und die Größe seines Volkes ein, die in vielen seiner Gedichte und besonders in seiner Schilderung der Schlacht von Poltáwa *) einen so energischen Ausdruck gefunden. Shukowsky und Karamsin erweiterten seinen Gesichtskreis, machten ihn mit der vaterländischen Sage und Geschichte vertraut und überlieferten ihm eine reichere, ausgebildetere Sprache, als solche Dershàwin, dessen poetisches Wirken noch ganz der Periode Katharina's angehört, zu Gebote stand.

Doch drückte Puschkin der ihm von seinen würdigen Vorgängern überlieferten Sprache sehr bald sein eigenes Gepräge auf, und seine Poesieen unterscheiden sich eben so bestimmt von den poetischen Arbeiten Shukowsky's,

*) S. den 1. Bd. meiner Uebersetzung.

wie seine edle, einfache Prosa von der schwungvollen, rhetorisch-glänzenden Diktion Karamsin's.

Die höchste Freiheit und Selbstständigkeit erreichte Puschkin in seinen lyrischen Ergüssen, während seine größeren Dichtungen immer mehr oder weniger, wenn auch nur in unwesentlichen Aeußerlichkeiten, an bekannte Vorbilder erinnern. So erinnert seine erste größere Dichtung „Rußlán und Ljudmila“ an Wieland und Shukowsky, ohne daß man jedoch den Dichter der Nachahmung zeihen könnte. Er steht von vornherein vollständig auf eigenen Füßen, weiß seinen Plan so geschickt anzulegen, zeigt sich so eingeweiht in die Geheimnisse der Komposition und entwickelt eine solche Meisterschaft der Erzählung, daß in dieser Beziehung kaum noch etwas zu wünschen übrig blieb.

Der Inhalt des in der russischen Sage wurzelnden Gedichtes ist kurz zusammengedrängt folgender:

Wladimir, der mächtige Großfürst, „die Sonne“ seines Volkes genannt, hält in Kiew großes Festgelage zur Vermählung seiner Tochter Ljudmila mit dem herrlichen Fürsten Rußlán. Bei der fröhlichen Tafelrunde sind nur drei trübe Gäste, drei junge Fürsten, welche auch um die Hand der schönen Ljudmila geworben, aber unglücklich waren in ihrer Werbung und nun da sitzen in stummer Qual, von Liebe zu Ljudmila und von Haß gegen Rußlán verzehrt.

Der Eine ist Rogdaï, ein gewaltiger Krieger, der Schrecken der Feinde Kiew's. Der Andere ist Pharlaf,

ein hochmüthiger Prahler, ein Held beim Schmause und ein Feigling in der Schlacht. Der Dritte ist Ratmir, der junge Chasarenchan, ein vielgepriesener Held, dessen Herz überquillt von Liebe zu Ljudmila.

Das Festgelag geht zu Ende; man führt die Neuvermählten in die Hochzeitskammer. Die Lichter werden ausgelöscht um durch die Fackel der Liebe ersetzt zu werden. Schon streckt Rußlán verlangend seine Arme aus nach der Geliebten — da plötzlich erbebt die Erde, der Donner rollt, Blitze durchzucken das Zimmer und eine Gestalt schwebt vorüber, noch dunkler als die Dunkelheit. Ljudmila ist verschwunden! Eine geheimnißvolle Macht hat sie den Armen des Geliebten entführt.

Groß war der Schmerz Rußlán's, dem ein einziger Augenblick geraubt hatte, was er durch Jahre des Ungemachs, des Kampfes und der Sehnsucht errungen; aber nicht minder groß war der Zorn des alten Großfürsten Wladimir, der sich in harten Schmähungen gegen Rußlán ergoß, und Ljudmila's Besitz sammt der Hälfte seines Reichs dem zum Lohne versprach, der sein verlornes Kind zurückbrächte.

Von neuer Hoffnung belebt, zogen Rogdaï, Pharlaf und der freudige Ratmir aus, die geraubte Prinzessin zu suchen. Auch Rußlán macht sich auf den Weg, trüben Muthes, aber fest entschlossen, die ganze Welt nach der Verlorenen zu durchforschen. Ein alter Zauberer, den er nach langem Irren in einer Steppenhöhle antrifft, weiß

ihn mit neuer Hoffnung zu beleben. Von diesem erfährt er, daß der Entführer Ljudmila's kein anderer sei als der schreckliche Zwerg Tschernomor, der alte Mädchenräuber und Beherrscher der Gebirge des Nordens.

Der Greis giebt dem jungen Helden guten Rath und erzählt ihm, auf Rußlán's dringendes Verlangen, seine Geschichte. In Finnland geboren, verliebte er sich als Hirtenknabe in Naïna, das schönste Mädchen seiner Heimat. Aber Naïna verschmähte die Liebe des Hirten. Da zog dieser aus, that Waffen und Panzer an, versammelte um sich eine unternehmende Schaar und wurde ein weithin gefürchteter Held und Räuber. Der Ruhm seiner Thaten erscholl durch alle Lande, alle Könige fürchteten ihn und seine Schätze waren unermeßlich.

So kehrte er zurück in sein Heimatdorf und warb um die Hand der schönen Jungfrau. Aber Naïna verschmähete die Liebe des Helden.

Da ging er in die Wälder wo die Hexen und Zauberer wohnen, um sich einweihen zu lassen in ihre Kunst und solchergestalt die Liebe der schönen Naïna zu gewinnen, ohne welche ihm das Leben unerträglich war.

Die lange Zeit der Prüfung verschwand; alle Geheimnisse der Zauberei wurden ihm kund; er konnte Geister beschwören und Liebe und Haß wecken nach seinem Wohlgefallen. So sah er Naïna wieder — aber wie entsetzlich war dies Wiedersehen! Vor ihm stand eine alte, bucklige Frau, mit runzlichem Gesichte, wackligen Zähnen

und schlotternden Beinen. Aber ihr welker Busen brannte vor Liebe zu ihm. Diese Liebe war ein halbes Jahrhundert zu spät gekommen; gerade so lange hatte die Zeit ihrer Trennung gedauert. Auch Naïna war inzwischen eine Hexe geworden und glühte nun in ihrem Alter für ihn in eben so heftiger Leidenschaft, wie er für sie einst in ihrer Jugend. Entsetzt suchte er sich ihrer zudringlichen Zärtlichkeit zu entwinden, und seit der Zeit verfolgte sie ihn mit ihrem Hasse, wie früher mit ihrer Liebe. „Doch fürchte nicht — sagte er, seine Erzählung schließend, zu Rußlán — obgleich Naïna Alles thun wird, was in ihrer Macht steht, um meine Pläne zu durchkreuzen und Dir zu schaden, so werde ich Dich doch, wenn Du standhaft ausharrst, zum Siege führen!“

So gestärkt und getröstet machte sich Rußlán wieder auf den Weg, um Ljudmila zu suchen.

Inzwischen zogen auch die andern drei jungen Fürsten auf verschiedenen Wegen demselben Ziele nach. Die alte Hexe Naïna erscheint dem Helden Rogdaï und räth ihm die Richtung nach Norden einzuschlagen, wo er Ljudmila finden werde. Er folgt freudigen Herzens ihrem Rathe. Sie erscheint auch dem Prahlhelden Pharlaf, der bei einem kleinen Abenteuer vor Furcht beinahe gestorben wäre — und räth ihm ruhig nach Hause zurückzukehren. Er folgt ihrem Rathe, da seine Furcht vor Gefahren doch größer ist als seine Liebe.

Die herrlichen Helden Rogdaï und Rußlán, beide

derselben Richtung nach Norden folgend, begegnen sich auf ihrem Wege. Ein langer, hartnäckiger, blutiger Kampf entbrennt zwischen ihnen. Rußlán bleibt Sieger und läßt seinen erschlagenen Gegner todt auf der Wahlstatt zurück.

Wo aber ist Ljudmila während der Zeit geblieben? Der zauberkundige Zwerg Tschernomor hält sie in seinem Palaste in den Gebirgen des Nordens gefangen. Umgeben von aller Pracht welche die Erde bieten mag, bedient von feengleichen Jungfrauen, bekleidet mit den reichsten Stoffen und genährt mit den köstlichsten Speisen, ist sie doch unglücklich, weil sie fern leben muß von ihrem Rußlán. Allen ihren Wünschen kommt gleich die Erfüllung entgegen, — nur der eine Wunsch bleibt unerfüllt: ihren Geliebten wiederzusehen. So bringt sie ihre Tage unter Klagen und Thränen zu, die Zaubergärten durchwandelnd, welche den Palast umgeben, ihre Thränen mit dem Geplätscher der Springquellen mischend, und mit ihren Klagetönen den Gesang der Vögel in den Zweigen übertönend.

Eines Abends, als sie eben müde die Augen geschlossen, um im Schlummer ihres Schmerzes zu vergessen, wird sie durch ein Geräusch wieder erweckt. Das von den kostbarsten Wohlgerüchen durchduftete Gemach ist angefüllt mit dienenden Schwarzen, wie man sie in Harems sieht, und auf ihr jungfräuliches Lager zu schreitet ein Zwerg von scheußlicher Gestalt, bucklig, mit hohem

Halse und so langem Barte, daß man diesen auf Kissen vor ihm hertragen mußte. Wie sie den Zwerg sich ihr nähern sieht, springt sie entsetzt auf, reißt ihm die Mütze vom kahlen Kopfe, droht ihm und schreit dabei so verzweiflungsgewaltig, daß Alle zitternd das Gemach wieder verlassen.

Der häßliche, lüsterne Zwerg war kein anderer als ihr Entführer Tschernomor. Mißmuthig über seinen ersten unglücklichen Versuch, Ljudmila's Liebe zu gewinnen, wälzte er sich auf seinem Lager hin und her, während seine Sklaven beschäftigt waren, ihn durch Kämmen und Bürsten seines endlosen Bartes zu besänftigen. Plötzlich kommt eine geflügelte Schlange durch's Fenster geflogen und verwandelt sich alsbald vor den Blicken der staunenden Menge in die Zauberin Naïna. Sie meldet Tschernomor, daß ein Unglück ihm drohe, und verspricht, ihm mit aller Macht beizustehen gegen die List des Rußlán beschützenden finnländischen Zauberers. Darauf nimmt sie wieder Schlangengestalt an und verschwindet wie sie gekommen.

Tschernomor, durch Naïna's Zusprache ermuthigt, will einen zweiten Versuch machen Ljudmila zu gewinnen. Aber, o Wunder! wohin er auch seine Blicke wendet, Ljudmila ist nirgends zu finden. Durch die Mütze, welche sie dem Zwerge geraubt, ist sie unsichtbar geworden und befindet sich außerhalb der Macht des listigen Greises, der ihre Nähe nur gewahrt durch die Blumen die sie

pflückt, durch die Früchte die sie von den Bäumen schüttelt und durch ähnliche Lebenszeichen . . .

Der herrliche Rußlán ist inzwischen, nachdem er Rogdaï besiegt, rüstig fürbaß geritten und auf ein weites, mit Leichen, Waffen und Rüstungen bedecktes Schlachtfeld gekommen. Er sieht sich hier nach einem neuen Schwerte um, da er sein altes in dem Kampfe mit Rogdaï verloren hat. Da wird das Schlachtfeld vor seinen Augen wie zu einem Geisterfelde: die Erde scheint zu athmen, seltsame Stimmen werden laut, gespensterhaft schwebt es hin und her, ein Sturm erhebt sich, dunkle Schwärme von Fledermäusen durchschwirren die Luft und ein gräßlich verzerrter Kopf, aus dessen Naslöchern der Sturm zu kommen scheint, aus dessen Munde es wie Pesthauch glüht und dessen Augen wie Feuerkugeln rollen, erhebt sich zu Rußlán's Füßen. Das Pferd bäumt sich, wiehert und bebt entsetzt zurück vor dem schrecklichen Anblicke. Der furchtlose Rußlán aber ruht nicht, bis er das Räthsel der Erscheinung gelöst hat. Er erfährt, daß der Kopf einem todten Riesen angehört, dem Bruder Tschernomor's, der jenen hinterlistig ermordet. Der Leib des Riesen ist längst vermodert und zu Steppe und Wald geworden, aber der vom Rumpfe getrennte Kopf wird, als Wächter eines Zauberschwerts, durch eine geheimnißvolle Macht so lange lebendig erhalten, bis durch jenes Zauberschwert der Bart Tschernomor's, an welchem alle seine Macht und Kraft hängt, gefallen ist. Rußlán be-

mächtigt sich des Schwertes, verspricht dem Riesenkopfe, ihn zu erlösen und reitet fort, Tschernomor aufzusuchen und sein Gelübde zu erfüllen . . .

Unterdessen war Ratmir, der junge Chasarenchan, auch nicht ohne Abenteuer geblieben. Wie er die Steppe durchirrte, um Ljudmila zu suchen, sah er eines Abends, eben als die Sonne zu Rüste gehen wollte, ein Schloß vor sich aufsteigen, auf dessen zackiger Mauer eine wunderschöne Jungfrau stand, die ihn mit verlockendem Gesange einlud, die Nacht im Schlosse zu verweilen. Als er noch schwankend stand und horchte, kamen andere schöne Jungfrauen gegangen, die den Staunenden umringten, ihn vom Pferde huben und in's Innere des Schlosses einführten, daß er selbst nicht wußte, wie. Dort lebte er nun in lauter Liebeswonne und Seligkeit, während Rußlán, unbeirrt durch alle Lockungen, seinen Weg verfolgt um Ljudmila zu suchen. Kein Tag vergeht ohne Abenteuer, die sein Leben und seine Liebe bedrohen. Aber er besteht sie alle glücklich; weder die Schwerter ungefüger Riesen, noch die Lockungen holdseliger Nymphen werden ihm gefährlich. Er denkt nur an seine Ljudmila. O, wenn er wüßte welch ein Unglück ihr auf's Neue zugestoßen! Der Zwerg hat sich der Unsichtbaren zu bemächtigen gewußt, indem er ihr Rußlán's Gestalt vorgezaubert und den Klang seiner Stimme nachgeahmt. Die Unglückliche, getäuscht durch die Erscheinung, stürzt darauf zu, sieht sich plötzlich ihrer Tarnkappe beraubt und — liegt

in den Armen Tschernomor's! Doch in demselben Augenblicke erschallt ein nahes Getöse. Man hört Trompeten schmettern die zum Kampfe rufen. Der Zwerg muß von der schönen Ljudmila lassen und dem nahenden Feinde entgegengehn. Dieser Feind ist Rußlán selbst, der endlich den Aufenthalt seiner verlorenen Geliebten gefunden. Trotz aller Zauberkünste, die der Zwerg in Bewegung setzt, um das Feld zu behaupten, trotz der hartnäckigsten und wüthigsten Gegenwehr, wird ihm der Bart abgeschnitten und er selbst von dem siegreichen Rußlán zum Gefangenen gemacht. Rußlán gewinnt seine Ljudmila wieder, aber sie erkennt ihn nicht, da sie in einen künstlichen Schlaf versunken liegt, den der finnische Zauberer zu ihrem Heile über sie verhängt hat, und aus welchem sie erst lange nachher erwachen soll. Der Held trägt sie vor sich auf den Armen, während er den gefangenen Zwerg in einem Sacke hinter sich auf's Pferd gebunden hat, und so eilt er im Fluge zurück nach der Heimatstadt Kiew. Unterwegs kommt er wieder über das Schlachtfeld, wo der unglückliche Riesenkopf endlich Ruhe findet beim Anblicke des gedemüthigten Zwerges. Am waldigen Ufer eines Flusses Rast machend, um dem erschöpften Pferde einige Ruhe zu gönnen, trifft Rußlán auch mit Ratmir, dem Chasarenchan zusammen, der, des Ruhmes der Schlachten vergessend, hier in der Einsamkeit, an der Seite eines schönen Weibes, ein ländliches Stillleben führt. Wohl erwacht beim Anblick Ljudmila's

noch einmal eine Regung seiner alten Liebe zu ihr; doch er kann sich nicht losreißen von den neuen Liebesbanden die ihn umschlungen halten, und er wünscht Rußlán Glück zu Ljudmila's Besitze. Die beiden Nebenbuhler nehmen freundlich Abschied von einander auf Nimmerwiedersehn. Schon glaubte der furchtlose Held bald am Ziele zu sein, als sich plötzlich die böse Zauberin Naïna wieder zwischen ihn und sein Glück stellte.

Sie sucht den feigen Pharlaf in seiner Einsamkeit auf, befiehlt ihm ihr zu folgen und führt ihn nach einem Orte wo Rußlán eben zur Seite seiner noch immer im Zauberschlaf liegenden Ljudmila der Ruhe pflegt. Auf Naïna's Antrieb durchbohrt Pharlaf den schlummernden Rußlán mit seinem Schwerte, hebt die schöne Ljudmila auf sein Roß und führt sie mit sich nach Kiew. Der böse Zwerg Tschernomor ist inzwischen, vergessen von Naïna, in seinem Sacke geblieben, zur Seite Rußlán's, des Erschlagenen.

Pharlaf aber hält unter großem Volksauflauf mit der wiedergefundenen Prinzessin seinen Einzug in Kiew. Er prahlt mit unerhörten Heldenthaten und Abenteuern, die er bestanden habe um die Verlorene aus der Gewalt ihres Entführers zu befreien.

Wladimir, der mächtige Großfürst, hört freudigen Muthes die wundersame Märe. Er eilt seiner wiedergefundenen Tochter entgegen, preßt sie in die Arme; — aber sie erwiedert seine Liebkosungen nicht, ihre Augen

bleiben geschlossen, sie liegt da wie todt vor ihm — und der unglückliche Vater wehklagt auf's Neue. Pharlaf, von der Zauberei unterrichtet, sagt, daß sie nur von einem heilsamen Schlummer umfangen sei und bald erwachen werde.

Man legt sie in ein goldenes Bett, und alles Volk aus der Stadt drängt sich herbei, die Schlummernde zu sehen.

Pharlaf mußte eine Lüge nach der andern ersinnen, um all die Fragen die an ihn gerichtet wurden, zu beantworten. Doch die Wahrheit sollte bald an den Tag kommen. Der finnländische Zauberer, vertraut mit allen Heilkräften der Natur, wußte Rußlán durch ein wunderthätiges Wasser in's Leben zurückzurufen und führte ihn in demselben Augenblicke nach Kiew heim, als die Herrscherstadt eben einem nächtlichen Einfalle der wilden Petschenägen zu erliegen drohte. Der feige Pharlaf hatte sich gleich im Beginn des Kampfes versteckt; Rußlán aber richtete mit seinem Zauberschwerte unter den Feinden ein furchtbares Blutbad an, also daß sie alle flohen und Kiew von ihnen befreit wurde.

Darauf eilte er mit anbrechendem Morgen in den Palast Wladimir's, wo dieser am Bette seiner todtgeglaubten Tochter kniete und Pharlaf in seinem Versteck hinter der Thüre stand. Beim Anblicke des siegreichen Helden erschrak der treulose Feigling und bekannte Alles was sich mit ihm zugetragen. Rußlán hatte von dem

finnischen Zauberer das Geheimniß erfahren, Ljudmila aus ihrem Schlummer zu erwecken. Er fuhr mit der Hand dreimal über ihre Stirne, und siehe da: sie erwachte. Die Liebenden sanken einander in die Arme und freuten sich ihres glücklichen Wiedersehns.

Wieder hielt Wladimir, „die Sonne“, ein großes Festgelage zur Vermählung seiner Tochter. Aber dieses Mal wurde die Hochzeit ernstlich gefeiert. Rußlán hielt Ljudmila so fest in seinen Armen, daß kein Zauberer sie ihm wieder entführen konnte. Und der böse Tschernomor, dessen Bosheit, seit er seinen langen Bart verloren, nicht mehr schaden konnte, blieb als Zwerg am Hofe Wladimir's, des mächtigen Großfürsten von Kiew.

* * *

Schon aus dieser raschen Skizze kann man die Vorzüge des Puschkin'schen Gedichts erkennen, welches mit derselben Kunst erzählt ist wie irgend eine der poetischen Erzählungen Hartmann's von der Aue. Abgesehen von verschiedenen mit Recht an „Rußlán und Ljudmila“ getadelten schlüpfrigen Stellen, üppigen Ausmalungen und überflüssigen Exkursen hat Puschkin in keiner seiner späteren Dichtungen *) wieder ein so sorgfältig komponirtes

*) Mit Ausnahme der vortrefflichen Märchen (s. den 1. Bd. meiner Uebersetzung), wo er dem überlieferten Stoffe absichtlich nichts Wesentliches hinzufügte noch nahm.

und so befriedigend abgeschlossenes Ganzes geliefert wie in seinem Erstlingswerke.

Je freier und kräftiger er sich entwickelte, desto entschiedener verließ er die altgebahnten Wege, durchbrach er die überlieferten Formen, um einer neuen, durch die Wahl seiner Stoffe bedingten Richtung zu folgen.

Diese Stoffe wurden nicht mehr der alten Sage, sondern der neueren Geschichte Rußlands, oder auch eigenen, poetisch-bedeutenden Erfahrungen und Erlebnissen entnommen.

Verfolgt man aufmerksam den poetischen Entwicklungsgang Puschkin's, so findet man darin ein treues Bild des Entwicklungsgangs Rußlands.

„Rußlán und Ljudmila“ spielt in der Zeit des noch unhistorischen, fabelhaften Rußlands, Rußlands in seiner Kindheit wie es bis zu Peter dem Großen war, der gewaltsam mit der Vergangenheit brach und zwischen der alten und neuern Geschichte Rußlands eine nie wieder ganz ausfüllbare Kluft zog.

In ähnlicher Weise hatte Puschkin in seinem Jugendgedichte „Rußlán und Ljudmila“ alle poetischen Traditionen abgeschüttelt. Und wie das verjüngte Rußland zunächst vorwiegend von den Einflüssen fremder Bildung beherrscht wurde, so waren auch in den nächsten Dichtungen Puschkin's fremde Einflüsse vorherrschend, besonders der Einfluß Byron's, dem sich damals wohl kein einziger Dichter der jüngeren Generation ganz entziehen konnte.

Zu den von diesem Einflusse zeugenden Gedichten Puschkin's gehören hauptsächlich „Der Gefangene im Kaukasus“ und „Die Zigeuner.“

Der „Gefangene im Kaukasus“ *) erzählt die Schicksale eines jungen Russen, der, gedrückt von den Verhältnissen seiner Heimat, in der großartigen Gebirgswelt des Kaukasus ein schönes, freies Leben sucht, und statt dessen in die Hände der Tscherkessen fällt und eine traurige Gefangenschaft findet, aus welcher er jedoch durch die Liebe eines schönen Bergmädchens wieder befreit wird. Sie giebt sich selbst den Tod, nachdem sie ihn gerettet, weil sie ohne ihn nicht leben kann und er ihre Liebe nicht erwiedern konnte.

Das Gedicht, als epische Schöpfung unbedeutend, ist reich an lyrischen Schönheiten, und bezaubernd durch die Pracht seiner Bilder und seine melodische Sprache. Puschkin selbst, als ihm auf seiner zweiten Reise durch den Kaukasus in Lars ein Exemplar des „Gefangenen“ in die Hände fiel, schrieb darüber sehr richtig: „Ich gestehe, daß ich das Gedicht mit großem Vergnügen wiedergelesen habe. Alles ist noch schwach, jugendlich, unreif; aber es ist Wahrheit darin und das Meiste ist richtig gefühlt und gut ausgedrückt. Seinen Erfolg hat es wohl hauptsächlich den lyrischen Stellen zu verdanken.“

*) Die erste und — unter den mir bekannten — die beste Uebersetzung des „Gefangenen im Kaukasus“ erschien in Petersburg (1824) von einem Anonymus, mit zugleich beigedrucktem russischen Texte.

Ich theile hier ein dem Gedichte eingeflochtenes Lied mit, welches in Rußland sehr beliebt ist. Die Situation ist diese: Tscherkessen ziehen aus zum Kampfe, und wie das Gestampf ihrer Rosse am Ufer des Kuban verhallt, wird es still im Aoule. Vor den Schwellen der Hütten liegen die treuen Wächter der Bewohner: riesige Hunde. Nackte, braune Kinder spielen in den Gassen, während in einiger Entfernung in traulichem Kreise die Alten sitzen, ihre Pfeifen rauchen und dem Gesange junger Mädchen lauschen, die folgende Strophen singen:

Tscherkessenlied.

Dumpf rauscht im Strom die rasche Flut,
Die Nacht liegt auf der Berge Kranze;
Der Bergkosak ermüdet ruht
Gestützt auf seine Eisenlanze.
Nicht schlaf, Kosak! im Graun der Nacht
Am Ufer der Tschetschéner wacht.

Den Strom schwimmt der Kosak hinab
Und zieht sein Netz empor vom Grunde; —
Kosak! das Wasser wird Dein Grab,
Der Strom hat seine böse Stunde —
Wag' nicht Dein Leben unbedacht:
Am Ufer der Tschetschéner wacht!

An heimatlicher Wasser Bord
Blühn üppige Kosakenstädtchen;
Froh zum Gesange schlingen dort
Im Tanz sich schöne Russenmädchen;
Ihr Sängerinnen! eilt, habt Acht:
Am Ufer der Tschetschéner wacht!

In dem anderen Gedichte „die Zigeuner“ wird uns ein mit großer Naturtreue gemaltes Bild einer wandernden Zigeunerhorde gegeben, der sich auf ihrem Zuge durch die Steppe von Bessarabien ein der Civilisation entflohener junger Mann, Aléko, anschließt. Durch die Liebe Semphira's, eines schönen Zigeunermädchens, gefesselt, verweilt er Jahre lang bei der wandernden Horde, bis er die traurige Erfahrung macht, daß das Glück so wenig in der wilden Freiheit des Zigeunerlebens als in dem konventionellen Zwange der großen Welt zu finden sei. Seine Semphira, welche die Liebe leichter nimmt als er, wird des schwermüthigen Aléko bald überdrüssig und verliebt sich in einen jungen Zigeuner, wird jedoch bei einer nächtlichen Zusammenkunft mit diesem von dem eifersüchtigen Aléko überrascht und sammt ihrem Geliebten ermordet.

Puschkin hat seiner, halb episch, halb dramatisch gehaltenen Dichtung ein paar Volkslieder eingeflochten, von welchen besonders eines, ein altes Zigeunerlied, äußerst charakteristisch und von wilder Schönheit ist, weshalb es hier in der Uebersetzung seinen Platz finden möge:

Semphira singt:

Alter Mann, grauser Mann,
Schneide mich, brenne mich!
Fest bin ich, fürchte nicht
Feuer noch Messerstich.

Ja, ich hasse Dich, Greis!
Bin zum Hohne Dein Weib —
Einen Andern lieb' ich
Mit Seele und Leib!

Schneide mich, brenne mich,
Soll mir kein Wort entfliehn:
Alter Mann, grauser Mann,
Nimmer entdeckst Du ihn!

Wie ein Sommertag heiß,
Ist er frischer als Mai —
O, wie jung er und frisch!
Und wie lieb' ich ihn treu!

O, wie herzt' ich ihn wild
In der Stille der Nacht,
Und wie haben wir da
Ueber Dich, Greis, gelacht!

Wem durchschauert es nicht Mark und Bein beim Lesen dieser Verse! —

Derselben Periode, in welcher „die Zigeuner“ entstanden, deren Held „Aléko“ seine Byron'sche Verwandtschaft nicht verleugnen kann, gehören die erzählenden Dichtungen „Graf Nulin“, „der Springquell von Bachtschißaraï“ und „das Räuberbrüderpaar“ an.

„Graf Nulin“ ist ein keck aus dem Leben gegriffenes Bild im niederländischen Geschmacke, mit großer Frische und Feinheit gemalt, aber ohne höhere poetische Bedeutung.

Der „Springquell von Bachtschißaraï“ dagegen ist ein ächtes Stück Poesie im höheren Stile, ein poetischer Diamant, in welchem sich in verklärtem Glanze das schöne Tauris abspiegelt mit seiner tatarischen Alhambra und deren Bewohnern während der letzten Glanzperiode der Herrscher aus dem Hause Dshinghis-Chan's. Sowohl der grimme Giréi, wie die beiden Frauengestalten — Marie, die Tochter des Nordens und Saréma, das Kind des Südens — sind mit großer poetischer Wahrheit gezeichnet.

„Das Räuberbrüderpaar“ gilt in Rußland für eines der originellsten und bedeutendsten Gedichte Puschkin's, und wird, obgleich es durchaus in russischen Verhältnissen und Anschauungen wurzelt, auch außerhalb Rußlands auf jedes gesunde Gemüth einen erschütternden Eindruck machen. Zu tadeln ist jedoch, daß der Dichter, aus Liebe zur realistischen Wahrheit, an einigen Stellen die Grenzen des Schönen überschreitet.

Seinen Höhepunkt im epischen Stile erreichte Puschkin in seiner, trotz allen Unebenheiten, großartigen Dich-

tung Poltáwa. Um diese Dichtung richtig zu würdigen, muß man freilich einen ganz andern Standpunkt einnehmen, als die meisten unserer ästhetisirenden Kritiker, die aller frischen Empfänglichkeit, freien Auffassung und allen selbstständigen Urtheils bar, mit überlegener Kennermiene absprechen über alles Neue was nicht in ihre alten Schablonen passen will.

Außer den tiefer eingehenden, von genauer Kenntniß russischer Sprache und Literatur zeugenden Abhandlungen Du Roi's über Puschkin und Lermontoff und den Aufsätzen welche die Allgem. Zeitung brachte, habe ich unter den deutschen mir zu Gesicht kommenden Blättern nur in den, von Gustav Freytag und Julian Schmidt redigirten, „Grenzboten“ und in dem von Robert Prutz redigirten „Deutschen Museum“ eine richtige Auffassung und verständige Beurtheilung der russischen Dichter gefunden. Was ich sonst über meine Bearbeitung Puschkin's gelesen und gehört, glänzte meistens nur durch das Bestreben der klugen Herren, ihre auswendig gelernten Kunstregeln an den Mann zu bringen, um ihre eigene Gedankenarmuth dadurch zu verbergen.

Das Urtheil Varnhagen's von Ense, der zuerst mit begeisternden Worten Puschkin in Deutschland eingeführt, wiegt jedenfalls schwerer, als die absprechenden Phrasen jener ästhetischen Pfuscher, die sich mühsam zusammenbuchstabiren worin das Wesen des Drama, des Epos und der Lyrik besteht, ohne zu wissen was sie mit ihrem Wort-

krame anfangen sollen, wo es gilt, ein poetisches Erzeugniß aus sich selbst zu erklären. Die Kunst ist ihr Handwerk, aber ihr Handwerk ist keine Kunst. Wer ein Werk wie Puschkin's „Poltáwa“ deshalb nicht als Kunstwerk gelten lassen will, weil es in keine der hergebrachten Rubriken paßt, mit dem ist eben nicht zu rechten. Puschkin schrieb sein Gedicht, nicht um sich in dieser oder jener Gattung zu versuchen, sondern weil er, begeistert von dem jungen Ruhm seines Vaterlandes, die Zeit und die thatkräftigen Männer poetisch verherrlichen wollte, welche diesen Ruhm begründeten. Er wählte die epische Form, als die seinem Zweck und seiner Begabung am meisten entsprechende, aber er bildete sich deshalb keineswegs ein, ein eigentliches Epos, im Sinne Homer's oder Firdusi's, zu liefern. Seine Aufgabe bestand einfach darin, die denkwürdigste Periode der russischen Geschichte in ihren großen Ereignissen und Trägern poetisch darzustellen und Alles durch einen geschickt angelegten Plan zu einem einheitlichen Ganzen zu verbinden. Das ist ihm, scheint mir, in vollem Maße gelungen, indem er die Liebe der jungen Fürstin Maria Kotschubéi zu dem alten Hetmann Maseppa als rothen Faden durch das Gewebe seiner Dichtung zog.

Einige Kritiker haben Anstoß genommen an der Zeichnung des Maseppa, der ihnen als ein zu hartgesottener Bösewicht erschien. Das ist Geschmackssache. Nur sollten diese Herren — enthusiastische Nachbeter Vilmar's und seiner Auslegung des Nibelungenliedes — konsequent

sein und an dem „grimmen Hagen“ nicht bewundern, was sie an dem „alten Maseppa“ verdammen. Denn jener bleibt, trotz seiner vielgerühmten Treue, doch immer noch ein größeres Scheusal als dieser.

Hagen ermordet den herrlichen Siegfried, der ihm nie etwas zu Leide gethan, nachdem er zuvor auf die nichtswürdigste Weise Kunde von seiner verwundbaren Stelle erlangt, ermordet ihn meuchlings, feige von hinten — und begeht diese unter allen Umständen verabscheuungswürdige That nicht etwa aus persönlicher Rache, sondern aus Mannentreue zu seiner erst durch Heirath in's Land gekommenen Herrin Brunhilde. Diese Mannentreue zur neuen Herrin verhindert ihn aber nicht, Chriemhilde, seine alte Herrin, die unter seinen Augen aufgewachsen und zur blühenden Jungfrau und glücklichen Frau geworden ist, auf das Treuloseste zu hintergehen, zu belügen und ihr ganzes Lebensglück zu zerstören. Wer hierin etwas Großes, Poetisches finden kann, den beneide ich nicht um sein Gefühl.

Maseppa ist zwar ebenfalls ein rachsüchtiger, verschmitzter Bösewicht, der zur Verwirklichung seiner Pläne, welche Rache und Ehrgeiz ihm vorgezeichnet, kein Mittel scheut, aber in seinen Motiven liegt doch mehr Menschliches, Poetisches, als in jener blos der Leidenschaft und Rache einer hochmüthigen Frau fröhnenden Mannentreue des grimmen Hagen.

Maseppa, der mit königlicher Gewalt herrschende Hetmann des kriegerischen Reitervolks der Kosaken, ist

von Peter, dem Russenzaren beleidigt und will sich rächen dafür. Die Natur und das Maß der Beleidigung erfahren wir von ihm selbst:

„Einstmals bei Asow aßen wir
Zu Abend mit dem grimmen Zaren;
Die Becher schäumten übervoll,
So daß wir recht bei Laune waren,
Und manches freie Wort erscholl.
Da ließ ich auch ein Wörtchen fallen,
Das wohl dem Zaren nicht gefallen.
Die jungen Gäste wurden blaß.
Es fiel ihm aus der Hand das Glas
In seinem Zorn. Er trat heran,
Packt' meinen greisen Schnurrbart an
Und droht' mir. Ich beherrschte mich
Nach Außen — aber innerlich
Durchglüht' es mich in wildem Brande;
Ich schwur ihm Rache für die Schande.
Und diese Rache habe ich
Seitdem genährt mit wahrer Lust,
Wie eine Mutter an der Brust
Den Säugling nährt. Jetzt ist es Zeit.
Der Rächer naht, das Maß ist voll.
Bis an sein Lebensende soll
In seiner Zarenherrlichkeit
Er mein gedenken. Nein, ich schone
Ihn nicht! Zur Strafe ihm gesandt

Werd' ich ein Dorn in seiner Krone!
Jetzt würd' er Städte darum geben,
Ja, einen Theil vom Leben lassen,
Könnt' er nur einmal noch im Leben,
Wie damals, mit der Riesenhand
Maseppa's greisen Schnurrbart fassen!"

Da haben wir den alten Hetmann, wie er leibt und lebt, vor uns, eine historische Figur mit poetischer Wahrheit gezeichnet. Wir begreifen seine Rache, ahnen aber zugleich in dem Verrath, den er, durch sein Bündniß mit dem Schwedenkönig, an Peter verübt, seinen eigenen Untergang.

Tiefergreifend ist die Stelle, wo der schuldbeladene Hetmann in der Nacht vor der Hinrichtung Kotschubéi's durch die nächtliche Stille das Stöhnen des auf seine Veranlassung unschuldig Gefolterten hört:

„Die Nacht ist still, der Himmel rein
In der Ukräne. Sternenschein
Durchbricht mit zitterndem Gefunkel
In mildem Glanz das leichte Dunkel.
Die müde Luft bewegt noch kaum
Das Silberlaub am Pappelbaum.
Doch seltsam trübes Sinnen kreist
Unheimlich durch Maseppa's Geist.
Wie Klägeraugen sehn die Sterne
Hernieder aus der Himmelsferne
Auf ihn voll Hohn. Die langen Reih'n

Der Pappeln stehn im Sternenschein,
Bei seinem Nahn sich grausig rüttelnd,
Wie Richter ihre Häupter schüttelnd,
Und heimlich flüsternd unter sich.
In Angst Maseppa weiter schlich,
Als müßte er den Anblick fliehn.
Wie schwüle Kerkerluft drückt ihn
Die Sommernacht so mild und schön.
Doch horch!... ein Schrei... ein schwach Gestöhn
Schallt her vom Schloß. War's eine Eule,
Die aufgeschreckt im Neste schrie?
War's eines wilden Thiers Geheule?
War's nur ein Traum der Phantasie?
War's ein Gestöhn von Folterschmerz?
Gleichviel! gewaltig packt es ihn;
Wild glüht das aufgeregte Herz,
Die Blicke wie in Wahnsinn wandern —
Und auf den Schrei, der dumpf und bang
Vom Schlosse herzukommen schien,
Antwortet er mit einem andern.“ ꝛc.

Solcher ächtpoetischen Stellen finden sich noch viele in dem markigen Gedichte. Den Höhenpunkt des Ganzen bildet die mächtige Schilderung der Schlacht von Poltáwa, woraus sich denn in dem Sturze Maseppa's und in dem trostlosen Schicksale der zum Wahnsinn getriebenen Maria das tragische Ende entwickelt.

Ganz anderer Art und in ganz anderem Tone geschrieben ist Puschkin's berühmter Versroman: „Eugen Onägin," der vom Dichter schon in den ersten zwanziger Jahren begonnen, aber erst im reifen Mannsalter vollendet wurde.

Der beispiellose Enthusiasmus, den diese Dichtung (obgleich man sie füglich eine Satire auf den Enthusiasmus nennen könnte) in Rußland hervorrief, kann in Deutschland, wo man höhere Anforderungen an die Kunst stellt, kaum verstanden werden.

Das nämlich, was wir zunächst von einer Dichtung ersten Ranges verlangen: Befreiung von den beengenden Verhältnissen des täglichen Lebens, Erlösung von der gemeinen Wirklichkeit — finden wir in „Eugen Onägin" nicht.

Puschkin ist darin seinem Volke kein poetischer Messias, der es, mit Hinweisung auf eine bessere Zukunft, die Leiden der Gegenwart ertragen lehrt, in seinem Unglücke zu trösten weiß. Er fühlt, daß eine solche idealistische Poesie zur Zeit in Rußland weder Verständniß noch Glauben finden würde. Daß er von dieser Ueberzeugung ausgeht, ist in Lensky, dem Vertreter jener idealistischen Richtung im Gegensatz zu dem blasirten Onägin, klar genug ausgesprochen. Shakespeare, Göthe, Schiller und andere Dichter ersten Ranges waren den Russen lange vor Puschkin's Auftreten bekannt. Die Gebildeten lasen diese Dichter in der Ursprache; der großen Menge waren sie durch meistens vortreffliche Uebersetzungen

vermittelt. Sie wurden gelesen, auch bewundert, aber rechten Anklang, rechtes Verständniß fanden sie doch nur bei bevorzugten Einzelnen.

Wie ganz anders war der Eindruck, den Puschkin's Dichtungen und besonders die einzeln veröffentlichten Gesänge des „Eugen Onägin" hervorbrachten!

Die Ursache dieser für den Fremden auffallenden Erscheinung ist leicht zu finden. In Puschkin's Dichtungen athmete durchaus nationale Luft; in den Gestalten, welche der Dichter seinen Landsleuten vorführte, erkannten diese sich selbst wieder; die Gefühle, denen er Worte lieh, waren ihre eigenen Gefühle oder doch diesen nahe verwandt. Der denkende Theil der Nation sah sich, sah ganz Rußland zum ersten Mal in einem poetischen Spiegel, und die rücksichtslose Wahrheit, mit welcher dieser Spiegel alle Gebrechen und Auswüchse zeigte, that der allgemeinen Begeisterung wenig Eintrag. Einem Puschkin, der hinlänglich bewiesen, daß er sein Vaterland liebe, daß er Russe mit Leib und Seele und daß sein Haß und sein Zorn nur Kinder seiner Liebe seien, einem solchen Dichter verzieh man viel, und wer sich dennoch etwa verletzt fühlte, der machte gute Miene zum bösen Spiel.

Dazu kam, daß die moderne Poesie in Rußland keine volksthümlichere Gestalt erzeugt hat als Puschkin's „Onägin." Diejenigen irren sehr, welche in „Onägin" nichts anderes erblicken als eine Kopie Byron's, der bekanntlich allen seinen Helden zum Verwechseln ähnlich sieht.

Ein geistreicher Beurtheiler meiner Uebersetzung im Londoner Athenäum bemerkt sehr richtig, daß es nichts Abgeschmackteres gebe, als die von gewissen überklugen Kritikern in Deutschland abgedroschene Phrase: Puschkin's Werke seien eben doch nur Nachahmungen Byron'scher Dichtungen. Allerdings, meint der englische Gelehrte, habe die britische Muse begeisternden Einfluß auf den Dichter geübt, aber die Gegenstände seiner Darstellung seien doch durchaus russisch. *) Und in ganz besonderem Maße gilt dies von „Eugen Onägin," dem Repräsentanten einer Gattung, welche außerhalb Rußland gar nicht zu finden ist.

Jeder vornehme Russe, der nach Selbständigkeit ringt, anderes Glück sucht, als der Glanz der Epauletten oder das korrumpirte Beamtenthum ihm zu bieten vermag, ist ein „Onägin." Und sein tragisches Schicksal ist, daß er zermalmt wird von den Rädern der einförmigen Staatsmaschine, die er nicht mit treiben hilft. Hammer oder Amboß; — was dazwischen liegt, verfällt dem Untergange.

Der Onägin unseres Gedichtes ist ein junger, blasirter Salonheld, ausgerüstet mit Allem, was man in der Welt für das Fundament irdischer Glückseligkeit zu halten pflegt, und trotzdem — unglücklich und lebensüberdrüssig. Er ist unglücklich, weil er sich mit der bestehenden Ordnung

*) „The inspiring muse is British, but the subjects of her song are thoroughly Muscovite." Athen, 15. März 1855.

des russischen Staatswesens nicht versöhnen kann, weil er ein Herz hat für die Leiden seiner Mitmenschen und doch keine Möglichkeit sieht, ihnen zu helfen. Er ist lebensüberdrüssig, weil er den Kelch aller sinnlichen Freuden früh bis auf die Neige geleert und danach in der Welt eigentlich nichts mehr zu thun findet. Um die Zeit zu tödten und sich zu zerstreuen, versucht er sich in allen Künsten, aber Nichts will ihm gelingen, da es eben so an der rechten Vorbildung und Ausdauer, wie am rechten Ernst und an der rechten Weihe fehlt. Er ist eben ein Produkt russischer Verhältnisse und moderner Salonbildung.

Als erquicklichen Gegensatz zu dieser unerquicklichen und doch höchst interessanten Erscheinung zeichnet uns der Dichter die jugendfrische, ideale Gestalt Wladimir Lensky's.

Lensky ist ebenfalls als der Repräsentant einer Gattung in Rußland zu betrachten. Alle jungen Russen von idealer Gemüthsrichtung, die fern vom Strudel der großen Welt erzogen, sich einer gründlichen Bildung zu erfreuen gehabt, auf deutschen Universitäten studirt haben, sind Lensky's. Auch sie sind dem Untergange geweiht, aber aus ganz andern Gründen, als die Onägin's. Sie sterben vor der Zeit, und meistens am gebrochenen Herzen.

Onägin lernte seinen Lensky auf dem Lande kennen, unter Umständen wo beide einander nicht gut ausweichen konnten. Sie wurden Freunde.

„Wohl Stein und Wasser, Eis und Flammen
Paßten im Stoffe mehr zusammen
Als dieses seltne Freundespaar.“

Der Dichter führt uns mit feinem poetischen Takte Lensky vor als einen für alles Große und Schöne begeisterten Göttinger Studenten:

„. . . Der in der Blüthe
Der Hoffnung und des Lebens steht,
Verehrer Kant's ist und Poet!
Aus Deutschlands Nebeln kam er wieder
Mit Früchten der Gelehrsamkeit,
Freiheitsideen unsrer Zeit.
Sein Haar hing bis zum Nacken nieder;
Er war schön, wunderlich, voll Schwung
Der Rede und Begeisterung.

An seinem Herzen und Gemüthe
Hatte die Welt noch nichts verdorrt,
Beim Kuß der jungen Maid erglühte
Er, wie beim herz'gen Freundeswort.

Der süße Drang nach Ruhm bewegte
Ihn früh, wie Mitleid, edle Glut,
In unentweihter Liebe pflegte
Er Alles was nur schön und gut.
Und durch die Welt mit seiner Leier

Zog er in Schiller's, Göthe's Feier;
An dieser Dichtersonnen Pracht
War seine eigne Glut erwacht.
Der Glückliche! selbst im Gewühle
Der kalten Welt schämt' er sich nie
Der keuschen Glut der Poesie,
Sang nur erhabene Gefühle:
Die Träume seiner Jugendzeit,
Die Anmuth edler Einfachheit."

Was sollte der Dichter mit einem solchen Helden in Rußland anfangen? Es blieb ihm keine Wahl: er mußte ihn untergehen lassen in der rauhen Wirklichkeit. Das geschieht denn auch. Man hat es Puschkin zum Tadel gemacht, daß er Lensky durch einen Pistolenschuß aus der Welt geschafft, ohne sein tragisches Ende poetisch motivirt zu haben. Aber ich erlaube mir, diese klugen Tadler zu fragen: War denn Lensky's Erscheinen in Rußland nicht schon an und für sich ein hinlängliches Motiv seines Untergangs? War sein früher Tod nicht durch die ganze Art und Weise seines Lebens gleichsam als eine Naturnothwendigkeit geboten? Und wäre es etwa poetischer gewesen, wenn der Dichter seinen Helden im aufreibenden Kampfe mit seiner Umgebung Zoll für Zoll hätte abmartern und absterben lassen?

Ueber die beiden Heldinnen des Gedichts, Olga und Tatjane, will ich hier nur bemerken, daß sie ebenfalls

typische Gestalten sind. Einer schönen Olga wie dieser begegnet man in jedem Salon, und wenn auch die lieblichen Tatjanen seltener sind, so findet man doch Gottlob auch ihres Gleichen noch in Rußland. Für mich ist diese Tatjane ein bezauberndes Geschöpf; die poetischste Figur die Puschkin überhaupt geschaffen. — Auch Saretzky, der im Lauf der Jahre junkerlich ehrbar gewordene Raufbold, und die alte, treue, einfältige Amme sind recht aus dem Leben gegriffene, ächt russische Figuren . . .

Ich lasse es bei diesen Andeutungen bewenden, da es nicht meine Absicht ist, hier eine Analyse des ganzen Gedichts zu geben, sondern nur das richtige Verständniß desselben im Wesentlichen zu erleichtern. Wem zu diesem Zwecke die obigen Bemerkungen nicht genügen, für den habe ich überhaupt schon zu viel gesagt.

Eines fehlt bei „Eugen Onägin“, wie überhaupt bei den größeren Dichtungen Puschkin's aus der späteren Zeit: ein befriedigender Schluß. Aber dieser Mangel war durch keine Kunst zu ersetzen, wenigstens nicht von Innen heraus, nicht aus der Entwickelung der Charaktere, wenn Puschkin sich nicht selber untreu werden wollte.

Onägin ist eben eine Satire auf die heutigen russischen Zustände und insbesondere auf die russische Gesellschaft, wie sie sich unter fremden Einflüssen entwickelt hat. Puschkin glaubte nicht an die Dauer dieser Zustände; er glaubte nicht, daß aus dieser Gesellschaft etwas Gesundes, Lebensfähiges sich entwickeln könne, und doch

vermochte er, auf dem gegebenen Boden, kein Ende des Bestehenden abzusehen, keine Aussicht in eine erfreulichere Zukunft zu finden. Das ist es was ich meinte, als ich Eingangs dieser Besprechung bemerkte: Puschkin zeige sich wohl in „Eugen Onägin“ als großen Dichter, aber ein poetischer Messias sei er durch dieses Gedicht seinem Volke nicht geworden. Wohlverstanden: durch dieses Gedicht, in welchem wir den Dichter nur von Einer Seite kennen lernen.

In anderen Gedichten, wie z. B. in seinem „Poltáwa“, „An die Verläumder Rußlands“, „Der eherne Reiter“ und ähnlichen, die in meiner Sammlung keinen Platz finden konnten, offenbart Puschkin allerdings einen gleichsam instinktiven Glauben an eine große Zukunft seines Vaterlandes, — aber einen Glauben, der sich blos auf Kanonen und Bajonette stützt, und in diesem Sinne von der Mehrzahl seiner Landsleute getheilt wird, deren Stolz es ist: in Rußland das Schreckbild der Völker zu sehen.

* *
*

Nach „Eugen Onägin“ wird von der russischen Kritik Puschkin's historisches Drama „Boriß Godunoff“ am höchsten gestellt. Seinem poetischen Werthe nach mag es diese Stelle verdienen; ein Drama, im eigentlichen Sinne des Wortes, ist es nicht. — Puschkin wählte die dramatische Form als die bequemste, eine dunkle

Periode*) vaterländischer Geschichte poetisch zu beleuchten. In seiner historischen Auffassung folgte er hauptsächlich den Forschungen Karamsin's, dem auch das Werk gewidmet ist, welches das unbestreitbare Verdienst hat, eine ächt poetische Incarnation der Zeit zu sein, in welcher es spielt. Zur scenischen Darstellung aber ist es durchaus ungeeignet, wie ich mich bei meinen wiederholten vergeblichen Versuchen, es auf die Bühne zu bringen, entschieden überzeugt habe. Alle übrigen dramatischen Arbeiten Puschkin's sind Fragmente geblieben und waren von vornherein nicht für die Bühne bestimmt ...

So wenig ich sonst mit den Ansichten des Staatsraths Gretsch in seinen Vorlesungen über russische Literatur übereinstimme, so glaube ich doch, daß er Recht hat, wenn er von Puschkin sagt: „Sein Genius war kein anhaltend loderndes, sanftes und wohlthätiges Feuer auf dem Altar der Muse; die Ergießungen desselben glichen den Ausbrüchen eines Vulkans — sie waren eben so momentan und zugleich eben so glühend und mächtig. Zu einem langathmigen Erzeugnisse reichten ihm die Kräfte nicht aus, und nur wo er in einem Gusse arbeiten konnte, offenbarte er die ganze Kraft und Größe, die ganze Geschmeidigkeit seines Geistes."

Deshalb hat er sich auch durch seine kleineren Gedichte am tiefsten in das Herz des Volkes hineingesungen,

*) Bekanntlich ist in neuester Zeit durch die trefflichen Arbeiten Prosper Mérimée's ein gutes Theil jener dunklen Geschichtsperiode aufgehellt.

wie er denn überhaupt von vorwiegend lyrischer Begabung war und auch in seinen größeren Dichtungen da am meisten bewegt und erhebt, wo er sich ganz selbst giebt mit seinem Denken und Empfinden.

Uebrigens mag man über Puschkin's Dichtungen sagen und kritisiren soviel man will, Eines wird kein Sachverständiger daraus wegläugnen können, nämlich: daß jede von ihnen die vornehmste poetische Forderung erfüllt, welche ist: in reiner, künstlerischer Form ein interessantes Stück Menschenleben zu offenbaren.

Und was den, überall mehr verderblichen als fördernden Einfluß des britischen Dichters auf den russischen anbelangt, so möchte ich dieses bemerken: Die geniale Ueberlegenheit und den höhern Flug Byron's zugegeben, finde ich doch in Puschkin mehr Wahrheit, Gesundheit und Natur. Der britische Dichter suchte sich seine Eindrücke, Aufregungen und Stoffe in der ganzen Welt zusammen; er reiste gleichsam auf Poesie — während der russische Dichter ganz in seiner Heimat wurzelt, das poetische Organ der Sage und Geschichte, der Sitte und Unsitte, des Glaubens und Aberglaubens seines Volkes ist.

Und was ihm die Kritik zum Vorwurf macht: daß er seine Stoffe zu selten der verklärenden Vergangenheit entnommen und seine Poesie zu sehr in der unruhigen, wechselvollen Gegenwart sich bewege mit Hinblick auf die Zukunft, das ist es eben, wodurch er seinem Volke besonders werth und theuer geworden.

Denn dieses Volk hat noch keine Vergangenheit, fängt erst an zu leben und sieht in der Gegenwart eine große Vorbereitungszeit für eine größere Zukunft.

Daß bei uns diese Ansicht — im russischen Sinne — nicht überall getheilt wird, und daß wir überhaupt einen andern Maßstab der Beurtheilung an poetische Erzeugnisse legen, ist ganz in der Ordnung. Immerhin dürfte es aber für jeden denkenden Deutschen von einigem Interesse sein, in Puschkin den poetischen Ausdruck eines Volkes kennen zu lernen, das doch nachgerade anfängt, in der Weltgeschichte ein Wörtchen mitzusprechen.

Freilich wird es wohl noch eine gute Weile dauern, ehe Rußland Werke zu schaffen vermag, die den Werken der größten abendländischen Dichter ebenbürtig zur Seite stehen. Das Höchste in der Poesie kann eben nur da erreicht werden, wo das Volk noch in einfachen Naturzuständen lebt, oder schon auf der Höhe der Kultur steht. Alles Dazwischenliegende kommt dem Einen wie dem Andern nicht gleich und vermag nichts künstlerisch Vollendetes zu erzeugen.

Aus seinen einfachen Naturzuständen ist aber das russische Volk längst herausgetreten, und auf der Höhe der Kultur steht es bekanntlich noch nicht.

Anhang.

Die egyptischen Nächte.

Aus Puschkin's Nachlaß.

Erstes Kapitel.

„Quel est cet homme? Ha! c'est un bien grand talent: il fait de sa voix tout ce qu'il veut. Il devrait bien, Madame, s'en faire une culotte."

Tscharsky war einer von den eingewurzelten Einwohnern Petersburgs. Er war noch nicht dreißig Jahre alt, unverheirathet und frei von Dienstbeschwerden. Sein seliger Oheim, ehemaliger Vice-Gouverneur in der guten Zeit, hatte ihm ein ziemlich beträchtliches Vermögen hinterlassen. Er führte ein sehr angenehmes Leben, hatte aber das Unglück, Verse zu schreiben und drucken zu lassen. In den Journalen nannte man ihn Dichter, in den Vorzimmern aber Schriftsteller.

Ohne auf die großen Vorrechte zu sehen, deren die Dichter genießen (wir müssen gestehen, daß wir außer dem Rechte: den Akkusativ statt des Genitiv's zu setzen und noch einigen sogenannten poetischen Freiheiten, keine besonderen Vorrechte für russische Dichter kennen), abgesehen also von allen diesen Prärogativen sind diese Leute großen Nachtheilen und Unannehmlichkeiten unterworfen. Das bitterste und unerträglichste Uebel für einen Dichter ist sein Beruf und der Beiname, mit dem er gestempelt ist und der ihm ewig bleibt. Das Publikum sieht auf

ihn, wie auf sein Eigenthum; nach seiner Meinung ist er zu seinem Nutzen und Vergnügen geboren. Kaum ist er vom Lande zurückgekommen, so frägt ihn der erste Begegnende: Haben Sie uns nicht etwas Neues mitgebracht? Denkt er an die Zerrüttung seiner Geschäfte oder an die Krankheit eines ihm lieben Bekannten, sogleich folgt auf ein triviales Lächeln der triviale Ausruf: Gewiß dichtet er etwas! Ist er verliebt, so kauft seine Schöne ein Album im englischen Magazine und wartet schon auf eine Elegie. Kommt er zu einem ihm fast unbekannten Menschen, um über nützliche Sachen zu sprechen: sogleich ruft dieser sein Söhnchen herbei und läßt ihn einige Verse des Dichters deklamiren, und der Kleine bewirthet Letzteren mit seinen verstümmelten Versen. Aber dieses sind noch die Blumen seines Berufes. Wie müssen die Früchte sein? Tscharsky versichert, daß alle die Höflichkeitsbezeugungen, Fragen, Albume und Kleinen ihn dermaßen langweilten, daß er sich fast immer in Acht nehmen mußte, keine Grobheiten zu sagen.

Tscharsky gab sich alle mögliche Mühe, die störende Benennung los zu werden. Er vermied die Gesellschaft seiner Kollegen und zog ihrem Umgang den der Weltleute, selbst der einfachsten, vor. Sein Gespräch war ganz trivialer Art und berührte nie die Literatur. In seinem Anzuge folgte er immer der neuesten Mode, mit der Aengstlichkeit und dem Aberglauben eines jungen Moskowiters, der zum ersten Male nach Petersburg

kommt. In seinem Kabinette, das wie das Schlafzimmer einer Dame dekorirt war, erinnerte nichts an den Schriftsteller. Die Bücher lagen nicht auf, noch unter den Tischen; der Divan war nicht mit Dinte beschmutzt; man fand hier nicht jene Unordnung, welche die Anwesenheit der Musen und die Abwesenheit von Besen und Bürsten anzeigt. Tscharsky war in Verzweiflung, wenn ihn einer von seinen Weltfreunden mit einem Buche in der Hand antraf. Es ist schwer zu glauben, bis zu welchen Kleinlichkeiten ein übrigens mit Geist und Talenten begabter Mann es bringen kann. Er that, als ob er ein leidenschaftlicher Liebhaber von Pferden, ein verzweifelter Spieler, ein durchaus raffinirter Gastronom sei; obgleich er die Gebirgsraçe nicht von der arabischen zu unterscheiden wußte, sich nie der Trümpfe erinnerte und insgeheim gebratene Kartoffeln allen möglichen Erfindungen der französischen Küche vorzog. Er führte ein äußerst zerstreutes Leben, machte sich auf allen Bällen bemerkbar, schmarotzte bei allen diplomatischen Diners und war in jeder Soirée eben so unentbehrlich wie Räsanow'sches Eis. Allein er war Dichter und diese Leidenschaft war in ihm unüberwindlich.

Fühlte er das Nahen jenes „holden Wahnsinns“, wie Shakespeare die Begeisterung nennt, dann verschloß sich Tscharsky in sein Kabinet und schrieb vom Morgen bis in die späte Nacht. Er gestand seinen vertrauten Freunden, daß er sich auch dann nur wahrhaft glücklich fühlte. Die übrige Zeit hindurch ging er spazieren, brüstete

und verstellte sich und hörte alle Augenblicke die Frage: Haben Sie nicht etwas Neues geschrieben?

Eines Morgens fühlte Tscharsky jene segensvolle Geistesstimmung, wo sich der Phantasie Gebilde klar vor uns malen und wir lebendige, unerwartete Worte finden, ihre Erscheinungen zu verkörpern, wenn die Verse leicht unter der Feder hinfließen und die tönenden Reime dem harmonischen Gedanken entgegeneilen. Tscharsky war mit ganzer Seele in süßes Vergessen hingesunken und die Welt und die Nichtigkeiten der Welt und seine eigenen Launen waren für ihn verschwunden. Er schrieb Verse ...

Plötzlich knarrte die Thüre seines Kabinets und ein unbekannter Menschenkopf zeigte sich. Tscharsky fuhr auf mit finsterm Gesichte. Wer da? fragte er ärgerlich, indem er im Geiste seine Diener verwünschte, welche niemals im Vorzimmer zu finden waren.

Der Unbekannte trat ein. Er war von hohem Wuchse, mager und schien etwa dreißig Jahre alt zu sein. Die Züge seines bräunlichen Gesichtes waren ausdrucksvoll: die bleiche hohe Stirne von schwarzen Haarbüscheln umschattet, die schwarzen, funkelnden Augen, die Adlernase und der dichte, die eingefallenen, gelbbräunlichen Wangen umschließende Bart, verriethen in ihm einen Ausländer. Er trug einen schwarzen, auf der Naht schon etwas in's Graue spielenden Frack; Sommerbeinkleider (obgleich es schon im Spätherbste war); unter dem abgenutzten, schwarzen Halstuche auf dem gelblichen Vor-

Hemde schimmerte ein falscher Diamant; sein struppiger Hut schien schon Regen und Sonnenschein mitgemacht zu haben. Wäret Ihr diesem Menschen im Walde begegnet, Ihr hättet ihn für einen Räuber gehalten; in der Gesellschaft für einen politischen Verschwörer; im Vorzimmer für einen mit Elixiren und Mäusegift handelnden Charlatan.

„Was steht Ihnen zu Diensten?“ fragte ihn Tscharsky in französischer Sprache. — Signore, antwortete der Fremde auf Italienisch mit einer tiefen Verbeugung, verzeihen Sie mir großmüthig, wenn . . .

Tscharsky bot ihm keinen Stuhl an und stand selbst auf; das Gespräch wurde in italienischer Sprache fortgeführt.

— Ich bin ein italienischer Künstler, sagte der Unbekannte; Umstände zwangen mich, mein Vaterland zu verlassen; ich bin nach Rußland gekommen in Hoffnung auf mein Talent.

Tscharsky dachte, daß der Italiener einige Koncerte auf dem Violoncello zu geben beabsichtigte und mit seinen Billets von Haus zu Haus ginge. Er wollte ihm schon seine 25 Rubel einhändigen, um ihn schneller los zu werden, aber der Unbekannte fuhr fort: Ich hoffe, Signore, daß Sie einem Kunstbruder freundschaftliche Hand bieten und ihn in den Häusern einführen werden, in welchen Sie selbst Zutritt haben.

Es war unmöglich, Tscharsky's Ehrsucht eine größere Beleidigung anzuthun. Höhnisch warf er seinen Blick auf den, der ihn seinen Kunstbruder nannte. „Erlauben

Sie mir zu fragen, wer Sie sind und wofür Sie mich halten?“ fragte er, mit Mühe seinen Unwillen unterdrückend. Der Italiener bemerkte seinen Aerger.

— Signore, erwiederte er stotternd, ich wagte zu glauben, daß Ihre Excellenz meine Kühnheit verzeihen würden...

„Was ist Ihnen gefällig?“ erwiederte Tscharsky trocken.

— Ich habe viel von Ihren bewundernswerthen Talenten gehört, ich bin überzeugt, daß die hiesigen Herrschaften sich's zur Ehre anrechnen, einem so ausgezeichneten Dichter alle mögliche Protektion zu erweisen, und ich habe deshalb gewagt, Ihnen anzuzeigen ....

„Sie irren sich, Signore,“ unterbrach ihn Tscharsky. „Einen Stand der Dichter giebt es bei uns nicht. Unsere Dichter ziehen keinen Nutzen von der Protektion großer Herren; unsere Dichter sind selbst große Herren, und wenn unsere Mäcene (der Teufel hole sie!) das nicht wissen, desto schlimmer für sie! Bei uns giebt es keine zerlumpte Abbés, die man von der Straße auflesen könnte, um ein Libretto zu komponiren. Bei uns gehen die Dichter nicht zu Fuß von Haus zu Haus, um Unterstützung für sich zu suchen. Uebrigens hat man Ihnen wahrscheinlich nur im Scherz gesagt, ich sei ein großer Dichter. Es ist wahr, ich habe vor Zeiten einige schlechte Epigramme geschrieben; aber Gott sei Dank, mit den Herren Dichtern habe ich nichts gemein und will mit ihnen nichts gemein haben.“

Der arme Italiener wurde verwirrt. Unstät ließ

er die Blicke im Zimmer umherschweifen. Die Gemälde, die Marmorstatuen, die Broncearbeiten, die kostbaren Nippsachen, welche auf den aus gothischen Stockwerkchen gebildeten Repositorien aufgestellt waren, blendeten ihn. Er begriff, daß der aufgeblasene Dandy, der in seidenem Käppchen, in goldgeblümtem chinesischem Schlafrocke, mit türkischem Shawle umgürtet, vor ihm stand, mit ihm, dem armen, herumziehenden Künstler in verschossenem Halstuche und abgetragenem Fracke — Nichts gemein habe. Er stammelte einige unvernehmbare Entschuldigungen, verbeugte sich und wollte davongehen. Sein trauriges Ansehen rührte Tscharsky, welcher, abgesehen von den Kleinlichkeiten seines Charakters, ein edles und gefühlvolles Herz besaß. Er wurde beschämt über die Reizbarkeit seiner Eigenliebe.

„Wohin?“ rief er dem Italiener zu; „warten Sie... Ich mußte den unverdienten Titel ablehnen und Ihnen mittheilen, daß ich nicht Dichter bin. Lassen Sie uns jetzt von Ihren Geschäften sprechen. Ich bin bereit Ihnen zu dienen so viel es nur in meinen Kräften steht. Sie sind Musiker?“

— Nein, Eccellenza! erwiederte der Italiener, ich bin ein armer Improvisator.

„Improvisator,“ rief Tscharsky, die ganze Hartherzigkeit seines Betragens fühlend. „Warum haben Sie mir nicht früher gesagt, daß Sie Improvisator sind?“ Und Tscharsky schüttelte ihm die Hand mit dem Gefühle aufrichtiger Reue.

Sein freundliches Aeußere flößte dem Italiener wieder Muth ein. Er sprach offenherzig von seinen Plänen. Sein Ansehen war nicht trügerisch. Er hatte Geld nöthig. Er hoffte in Rußland auf irgend eine Weise seine häuslichen Umstände zu verbessern. Tscharsky hörte ihn mit Aufmerksamkeit bis zu Ende an.

„Ich hoffe," sagte er zu dem armen Italiener, „daß Ihr Unternehmen erfolgreich sein wird. Die hiesige Welt hat nie einen Improvisator gehört. Es wird Neugier erregen! Freilich ist die italienische Sprache bei uns nicht gebräuchlich: man wird Sie nicht verstehen; aber das ist kein Unglück; die Hauptsache ist, daß Sie in die Mode kommen."

— Aber wenn bei Ihnen Niemand Italienisch versteht, versetzte nachdenkend der Improvisator, wer wird denn kommen mich zu hören?

„Seien Sie unbesorgt, es werden genug kommen. Einige aus Neugierde, Andere um den Abend auf irgend eine Weise hinzubringen, die Dritten endlich, damit man von ihnen sage, daß sie die italienische Sprache verstehen; ich wiederhole es, Sie brauchen nur in der Mode zu sein — und Sie werden bald in der Mode sein! — hier ist meine Hand darauf."

Tscharsky trennte sich freundlich von dem Improvisator, bat um seine Adresse und fuhr noch an demselben Tage aus, sich für ihn zu bemühen.

Zweites Kapitel.

Ich bin ein König — Sklav — Wurm — Gott!
Derschawin.

Am folgenden Tage suchte Tscharsky in dem finstern und schmutzigen Corridore eines Wirthshauses die Nummer 35 auf. Er blieb bei der Thüre stehen und klopfte. Der gestrige Italiener öffnete. „Triumph!“ rief ihm Tscharsky entgegen, „mit Ihren Geschäften geht's nach Wunsch. Die Fürstin ** giebt Ihnen ihren Saal; in der gestrigen Soirée gelang es mir halb Petersburg zu überreden; lassen Sie Billets und Ankündigungen drucken. Ich verspreche Ihnen, wenn keinen Triumph, doch wenigstens Gewinn ...“

— Das ist die Hauptsache, rief der Italiener, indem er seine Freude durch lebhafte Bewegungen kund that; Eigenthümlichkeiten seines südlichen Blutes. Ich wußte, daß Sie mir helfen würden. Corpo di Bacco! Sie sind Dichter, wie ich selbst; und was man auch sagen mag, Dichter sind herrliche Kerle! Wie soll ich Ihnen meinen Dank ausdrücken! Warten Sie... wollen Sie eine Improvisation hören? —

„Eine Improvisation! . . . aber wird Ihnen das ohne Publikum, ohne Musik und ohne den Donner des Händeklatschens auch gelingen? . . .“

— Dummes Zeug! wo kann ich ein besseres Publikum finden? Sie sind ein Dichter, Sie verstehen mich besser als Andere! — und Ihr stiller Beifall ist mir theurer als ganze Stürme von Händegeklatsch. Nehmen Sie Platz und geben Sie mir ein Thema!

Tscharsky setzte sich auf einen Koffer (von den beiden Stühlen, welche sich in dem engen Loche befanden, war der eine zerbrochen und der andere mit Papier und Wäsche überworfen). Der Improvisator nahm eine Guitarre von der Wand und stellte sich vor Tscharsky hin, indem er die Saiten mit seinen knöchernen Fingern durchklimperte und seine Befehle arwartete.

„Hier ist ein Thema für Sie,“ sagte Tscharsky: „Der Dichter wählt selbst den Gegenstand seines Stückes; der große Haufe hat kein Recht über seine Begeisterung zu gebieten.“

Hell funkelten die Augen des Italieners; er griff einige Akkorde; erhob stolz das Haupt, und feurige Verse — der Ausdruck augenblicklichen Gefühls — enttönten harmonisch seinen Lippen . . .

Hier folgen sie, wie sie einer unserer Freunde frei wiedergegeben hat, der sie zum Andenken Tscharsky's aufbewahrte. “ *)

*) Diese Uebersetzung befindet sich nicht im Manuscripte.

Der Italiener verstummte ... Tscharsky schwieg verwirrt und gerührt.

— Nun, wie gefällt's Ihnen? fragte der Improvisator.

Tscharsky ergriff seine Hand und drückte sie kräftig.

— Wie? fragte der Improvisator, was sagen Sie?

„Wunderbar!“ erwiederte der Poet! „Wie! kaum hat der fremde Gedanke Ihr Ohr berührt und schon ist er Ihr Eigenthum geworden, als hätten Sie ihn fortwährend mit sich getragen, gepflegt und entwickelt. Und so giebt es für Sie nicht die Mühe, nicht die Erkaltung, jene Unruhe nicht, welche der Begeisterung vorhergeht! Wunderbar! Wunderbar! ...“

Der Improvisator antwortete: Jedes Talent ist unerklärbar. Wie sieht der Bildhauer in einem Stücke Cararischen Marmors Jupiter verborgen und zieht ihn an's Licht mit Hammer und Meißel, seine Hülle zersplitternd? Warum entsteigt der Gedanke dem Haupte des Dichters schön mit vier Reimen gerüstet in harmonischem Versbau und gleichgebildeten Füßen? Es ist unerklärbar! Niemand, der nicht selbst Improvisator ist, kann diese Schnelligkeit des Eindrucks, diese enge Verbindung eigener Begeisterung mit fremdem äußerm Willen verstehen; aber er selbst würde sich vergeblich bemühen, das Geheimniß durch Worte zu erklären. Jedoch ... wir müssen an meine erste Vorstellung denken. Wie meinen Sie? Welchen Preis können wir für's Billet

festsetzen, daß das Publikum die Sache nicht zu theuer findet und ich inzwischen dabei nicht verliere? Man sagt, La Signora Catalani habe 25 Rubel genommen? Ein hübscher Preis ... Es berührte Tscharsky unangenehm, aus der Höhe der Dichtung plötzlich in eine Krämerbude zu fallen; aber er verstand sehr gut das zum Leben Nothwendige und fing mit dem Italiener merkantilische Berechnungen an. Der Italiener zeigte bei dieser Gelegenheit eine so niedere Liebe zum Gewinn, daß er den Unwillen Tscharsky's dadurch erregte, welcher sich beeilte ihn zu verlassen, um nicht ganz das Gefühl des Entzückens zu verlieren, welches die glänzende Improvisation in ihm erzeugt hatte. Der besorgte Italiener bemerkte diese Veränderung nicht und führte Tscharsky den Corridor entlang und die Treppe hinunter unter tiefen Verbeugungen und Versicherungen ewiger Dankbarkeit.

Drittes Kapitel.

Eintrittspreis 10 Rubel; Anfang 7 Uhr.
Theaterzettel.

Der Saal der Fürstin ** war dem Improvisator zur Verfügung überlassen. Die Gerüste waren errichtet; die Stühle in zwölf Reihen aufgestellt. An dem genannten Tage war der Saal von sieben Uhr Abends erleuchtet; bei der Thüre vor einem kleinen Tische saß, zum Verkauf und Empfang der Billets, ein altes, langnasiges Weib, in einem grauen, mit zerknickten Federn gezierten Hute, und Ringen an jedem Finger. Beim Eingange standen Gensdarmen. Das Publikum fing an sich zu versammeln. Tscharsky war einer der Ersten, welche kamen. Er nahm großen Antheil am Erfolge der Vorstellung und wollte den Improvisator sehen, um zu wissen, ob er mit Allem zufrieden sei. Er fand den Italiener in einem Seitenzimmer, mit Ungeduld nach der Uhr sehend. Sein Anzug war theatralisch. Er war von Kopf bis zu Fuß schwarz gekleidet. Der Spitzenkragen seines Hemdes war umgeschlagen und der nackte Hals in seiner seltsamen Weiße bildete einen scharfen Kontrast mit dem dichten und schwarzen Barte; das in Büscheln herunterwallende Haar

umschattete Stirn und Augenbrauen. Alles dieses mißfiel Tscharsky außerordentlich, dem es unangenehm war, den Dichter im Gewande eines herumziehenden Gauklers zu sehen. Nach kurzer Unterhaltung zog er sich in den Saal zurück, der sich mehr und mehr anfüllte. Bald waren alle Reihen Lehnstühle mit glänzenden Damen besetzt; die Männer standen in gedrängtem Haufen bei den Gerüsten längs der Wand; hinter den letzten Stühlen nahmen die Musikanten mit ihren Pulten beide Seiten des Gerüstes ein. Auf einem Tische in der Mitte stand eine Vase von Porzellan; das Publikum war zahlreich. Alle erwarteten mit Ungeduld den Anfang; endlich um halb acht Uhr wurden die Musikanten besorgt, bereiteten den Bogen und spielten die Ouverture aus Tankred. Alle setzten sich und verstummten. Die letzten Töne der Ouverture verhallten ... Der Improvisator, von betäubendem Händeklatschen begrüßt, wandte sich nach allen Seiten, indem er sich unter tiefen Verbeugungen dem Proscenium näherte.

Tscharsky hatte mit Ungeduld erwartet, welchen Eindruck die erste Minute hervorbringen würde; allein er bemerkte, daß der Anzug, welcher ihm so unschicklich erschienen war, auf das Publikum keineswegs dieselbe Wirkung machte: Tscharsky selbst fand nichts Lächerliches in dem Italiener, als er ihn auf der Bühne stehen sah, mit von hundert Lichtern und Lampen hell beleuchtetem, bleichem Gesichte. Das Beifallgeklatsch verstummte; das Gemurmel schwieg ... Der Italiener bat die Herren Zu-

hörer in schlechtem Französisch, ihm einige Themata zu geben, indem sie dieselben auf besondere Stückchen Papier schrieben. Bei diesem unerwarteten Gesuche sahen Alle schweigend einander an und Niemand antwortete. Der Italiener wiederholte nach kurzem Warten seine Bitte mit schüchterner, leiser Stimme. Tscharsky stand dicht vor der Bühne; er wurde von Unruhe ergriffen; er fühlte, daß ohne ihn Nichts zu Stande kommen und er genöthigt sein würde, selbst ein Thema aufzuschreiben. In der That, verschiedene Damenköpfchen richteten ihre Blicke auf ihn und fingen an ihn erst mit leiser Stimme, dann aber immer lauter und lauter zu rufen. Als der Improvisator den Namen hörte, suchte er ihn mit den Augen zu seinen Füßen und überreichte ihm mit freundschaftlichem Lächeln Bleifeder und Papier. In dieser Komödie eine Rolle zu spielen, schien Tscharsky höchst unangenehm, aber es war Nichts zu machen; er nahm Bleifeder und Papier aus den Händen des Italieners und schrieb einige Worte nieder. Der Italiener nahm die Vase vom Tische und stieg von der Bühne herunter, um sie Tscharsky zu präsentiren, welcher sein Thema hineinwarf. Sein Beispiel that Wirkung; zwei Journalisten fühlten sich in ihrer Eigenschaft als Literaten verpflichtet, auch jeder ein Thema aufzuschreiben. Der Sekretär der neapolitanischen Gesandtschaft und ein junger Mann, welcher unlängst von seinen Reisen zurückgekehrt war und mit Entzücken von Florenz sprach, legten ihre zusammengerollten Papiere

in die Urne. Zuletzt schrieb ein bezauberndes Mädchen, auf Befehl ihrer Frau Mama, mit Thränen in den Augen einige Zeilen in italienischer Sprache nieder und überreichte dieselben, bis über die Ohren erröthend, dem Improvisator, während die Damen mit unterdrücktem Lächeln schweigend auf sie hinblickten. Auf die Bühne zurückgekehrt stellte der Improvisator die Urne auf den Tisch und fing an die Papiere nach einander herauszunehmen, indem er jedes laut vorlas:

La famiglia del Cenci.

L'ultimo giorno di Pompeia.

Cleopatra e i suoi amanti.

La primavera veduta da una prigione.

Il trionfo di Tasso.

Wie befiehlt das geehrte Publikum? fragte ruhig der Italiener; wollen die Anwesenden selbst einen von den vorgelegten Gegenständen auswählen oder soll es durch's Loos entschieden werden? . . .

„Durch's Loos!“ rief eine Stimme aus der Menge; durch's Loos, durch's Loos! wiederholten Alle.

Der Improvisator stieg von Neuem mit der Urne in der Hand von der Bühne herab und fragte: Wem ist es gefällig ein Thema zu ziehen? Der Improvisator ließ seine flehenden Blicke in der ersten Reihe der Stühle umherschweifen. Nicht Eine der dort sitzenden, glänzenden Damen rührte sich.

Der Improvisator, nicht gewöhnt an nordische Gleich-

gültigkeit, wie es schien, zitterte sichtbar verlegen . . . Plötzlich bemerkte er zur Seite ein aufgehobenes Händchen in knappem weißen Handschuhe: in freudiger Hast wandte er sich um und eilte zu der jungen, stolzen Schönheit, welche am äußersten Ende des zweiten Ranges saß. Ohne alle Verwirrung stand sie auf, senkte mit der größtmöglichsten Einfachheit ihr aristokratisches Händchen in die Urne und nahm ein Papierröllchen heraus. „Belieben Sie es aufzurollen und vorzulesen“ sagte der Improvisator.

Die Schöne entrollte das Papier und las vernehmbar: Cleopatra e i suoi amanti. Diese Worte wurden mit sanfter Stimme gelesen, aber im ganzen Saale herrschte eine solche Stille, daß Alle sie hörten.

Der Improvisator verneigte sich tief vor der bezaubernden Dame, mit einem Blicke inniger Dankbarkeit, und begab sich zurück auf seine Bühne.

„Meine Herren,“ sagte er, sich zum Publikum wendend, „das Loos bezeichnet mir zum Gegenstande meiner Improvisation Cleopatra und ihre Liebhaber. Ich ersuche unterthänigst die Dame, deren Hand dieses Thema gezogen hat, mir ihren Gedanken genauer zu bezeichnen: von welchen Liebhabern hier die Rede ist; Sie wissen, die große Königin hatte ihrer viele!“

Bei diesen Worten brachen viele von den Herren in ein lautes Gelächter aus. Der Improvisator wurde ein wenig verlegen.

„Ich wünschte zu wissen,“ fuhr er fort, „auf welchen

historischen Zug die Dame angespielt hat, welche dies Thema gezogen ... Ich würde ihr außerordentlich dankbar sein, wenn sie die Güte hätte, mich davon in Kenntniß zu setzen.“

Niemand beeilte sich zu antworten. Einige Damen warfen ihre Blicke auf das nicht besonders hübsche Mädchen, welches, auf Befehl ihrer Mutter, das Thema geschrieben hatte. Das arme Mädchen bemerkte diese undelikate Aufmerksamkeit und wurde so verlegen, daß sich ihre Augen mit Thränen füllten.

Tscharsky konnte dies nicht ertragen und sich zum Improvisator wendend, sagte er: Das vorliegende Thema ist von mir. Ich hatte die Erzählung des Aurelius Victor im Sinne, welcher schreibt, daß Cleopatra als Preis ihrer Liebe den Tod bestimmt habe und daß sich Anbeter gefunden, die sich durch diese Bedingung nicht zurückschrecken ließen. Nur scheint mir die Aufgabe eine etwas schwierige zu sein ... Wünschen Sie nicht eine andere zu wählen? ...

Aber schon fühlte der Improvisator das Nahen des Gottes ... er gab den Musikanten das Zeichen zu spielen. Eine schauerliche Bläße überzog sein Antlitz; er zitterte wie vom Fieber geschüttelt. Seine Augen glühten von wunderbarem Feuer; er fuhr mit der Hand durch sein schwarzes Haar, wischte mit dem Tuche die von Schweiß triefende hohe Stirn ab ... und plötzlich trat er vor mit auf der Brust gekreuzten Armen. Die Musik verstummte — der Improvisator begann:

Der Palast glänzt. Zum Tamburine
Schallt Flöte und Gesang zumal.
Die Königin mit Wort und Miene
Belebt das hohe Festesmahl.
Und Aller Blicke, Aller Herzen
Empor zu ihrem Throne steigen —
Doch plötzlich, wie durchzuckt von Schmerzen,
Sieht man ihr stolzes Haupt sich neigen.
Und Schweigen faßt der Gäste Reihe,
Stumm wird des Chores Melodie.
Doch sie erhebt das Haupt auf's Neue,
Und heitern Blickes redet sie:
„Wenn Wonne Euch aus meiner Liebe
Erblüht — sie ist jetzt feil für Euch —
Vernehmt mich: ich, zum Glück der Liebe
Vermag's, daß wir einander gleich!
Wer wagt der Wonne Kauf im Kreise?
Feil biet' ich meine Liebe hier;
Sagt: Wer von Euch zahlt mit dem Preise
Des Lebens eine Nacht bei mir?“
Sie sprach's — und Alle füllt's mit Grausen,
Verlangend schauert jede Brust —
Sie hört der Stimmen wirres Brausen,
Im Antlitz kalten Hohnes Lust.
Durch der Verehrer bunt Gedränge
Verächtlich ihre Blicke wandern.
Da plötzlich Einer aus der Menge

Tritt vor, gefolgt von noch zwei Andern.
Klar ist ihr Blick und fest ihr Gang.
Auf steht die Kön'gin zum Empfang;
Es gilt: drei kurzer Nächte Wonnen
Sind um des Lebens Preis gewonnen.

Geweiht durch Priesterhand, entrollen
Jetzt vor der starren Gäste Schaar
Der Urne, der verhängnißvollen,
Die Loose nach der Reih. Es war
Der Erste — Flavius, ein Held,
Ergraut in Römischer Legion,
Er konnte nicht den stolzen Hohn
Aus eines Weibes-Mund ertragen.
Den Ruf zur Liebe, der ihm kam,
Nahm er, wie er in Kriegestagen
Den Ruf der hellen Feldschlacht nahm.

Ihm folgt Kriton, der junge Weise,
Den Epikurens Hain gebar,
Deß Leben und Gesang zum Preise
Der Wonnen dieser Erde war.
Von Herzen schön und Angesicht,
Der Frühlingsblume gleich, die kaum
Erschlossen. Von dem Letzten spricht
Nicht die Geschichte; seine Wangen
Beschattete der erste Flaum;

In seinen Augen glüht Verlangen;
Der unerfahrnen Kraft Gelüste
Entflammen mächtig Herz und Sinn —
Und mitleidsvollen Blickes grüßte
Und freundlich ihn die Königin.

Ich schwör's . . . o Mutter aller Liebe!
Dir geb' ich unerhört mich hin:
Auf's Lager süßer Wollust Triebe
Geh' ich als bloße Miethlingin.
Hör' Mächt'ge meinen Ruf erschallen,
Und Götter ihr der Unterwelt,
Ihr in des Hades grausen Hallen,
Ich schwör's: bis sich der Morgen hellt
Still' ich mein glühendes Verlangen
Mit Allem was die Liebe beut,
In wonneschauerndem Umfangen
Geheimnißvoller Zärtlichkeit.
Doch, hohe Liebesgöttin! hör' es:
Sobald das erste Frühroth winkt,
Dann durch des Todes Beil — ich schwör' es —
Das Haupt der Glückgekrönten sinkt!

Und sieh, schon flieht der Tag; zum Feste
Der goldgehörnte Mond erglüht;
Um Alexandriens Paläste
Sich wonnigsüßer Schatten zieht.

Und Lampen glühn, Fontänen spielen,
Dampf wirbelt auf von Weihrauchblättern,
Und eine wollustsüße Kühle
Bereitet sich den Erdengöttern;
Im üpp'gen, golddurchstrahlten Zimmer,
In lockend wunderreicher Pracht,
Vom Purpurvorhang überragt,
Erglänzt des goldnen Bettes Schimmer . . .

. . . .

Sie wand sich aus des Jünglings Armen;
Die Nacht floh vor dem jungen Tage.
Zu spät, zu spät kommt Dein Erbarmen,
Cleopatra, und Deine Klage!

O stolze Königin! vergebens
Büßt' er sein Glück wie Du geboten —
Bei dem Du alle Lust des Lebens
Gefühlt — er liegt nun bei den Todten.
Dein Wehgeschrei und Jammern giebt
Dir den Verlornen nicht zurück —
Du hast zum Erstenmal geliebt,
Mit Deiner Liebe starb Dein Glück.

Berlin, Papier und Druck der Deckerschen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.